P. o.germ.
288
u-2

~~Bibl. d. deutsch. p. 83.~~
P. O. germ. 288 u/12
Ebert germ.

[illegible]

merkwürdiger [illegible]

[illegible]

[illegible]

der Verfasser nicht einen
Heller bekommen hat.

[illegible]

[illegible]

Biographien merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche,

nebst einigen

Lobreden

wofür der Verfasser nicht einen Heller bekommen hat.

Zweytes Bändchen.

Memmingen,
bey Andreas Seyler. 1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Biographie eines africanischen durch die Kunst zu magnetisiren berühmt und glücklich gewordenen Affens.

Momenet — denn so heißt der vierfüßige Held der gegenwärtigen Biographie — erblickte das Licht der Welt in einem überaus angenehmen Walde auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung. Seine Eltern stunden unter den vierfüßigen Bewohnern dieses Waldes in überaus großem Ansehen, welches sie sich nicht durch Charlatanerie und andre unrühmliche Mittel, sondern durch ihre überaus kluge Aufführung erworben hatten. Besonders

ders war Momenets Vater das Orakel der Affenfamilien in der ganzen umliegenden Gegend, weil er durch seine Klugheit und List nicht nur sich und seine Gattin, sondern auch seine zahlreichen Kinder und übrigen Anverwandten, die sich seines Rathes und Schutzes bedienten, allen Nachstellungen der Hottentoten und Europäer immer sehr glücklich entzogen und seine natürliche Freyheit bis an das Ende seines Lebens, welches erst in einem sehr hohen Alter erfolgte, beständig erhalten hatte. Der junge Momenet wurde auch sehr frühzeitig von seinem Vater nicht nur in den nöthigsten Affenkünsten, sondern auch in der zu einem glücklichen Leben so unentbehrlichen, aber gemeiniglich sehr vernachläßigten Klugheitslehre unterrichtet. „Nimm dich ja, mein Sohn, pflegte er oft zu ihm zu sagen, nicht nur vor solchen Menschen in Acht, die mit mörderischen Waffen und drohenden Minen auf dich losgehen, sondern entferne dich auch von denjenigen, die unbewaffnet, mit freundlichen Minen und mit Geschenken sich dir darstellen. Die Menschen sind insgesamt eigennützig, und suchen niemals unsern, sondern

blos ihren eignen Vortheil; und wenn sie gleich uns nicht allezeit nach dem Leben trachten, so suchen sie uns doch wenigstens um das edelste Gut, welches wir nach dem Leben besitzen, durch ihre Anstalten zu bringen, und uns zu ihren Sklaven zu machen. Weil sie aber nicht allemal durch Gewalt viel ausrichten können, und sich auch vor unsrer Anzahl fürchten müßen, so nehmen sie oft zur List und Verstellung ihre Zuflucht. Besonders machen sie sich die unselige Nachahmungssucht zu Nutze, die fast unsrer ganzen Gattung, vorzüglich in deinen Jahren, eigen ist, und wodurch sich schon mancher Affe in das größte Verderben gestürzt hat. Laß dich also ja nicht durch die Freundlichkeit der Menschen blenden und durch ihre Leckerbissen anlocken. Vermeide alle Oerter, wo sie sich in Gesellschaft andrer aufhalten, und besuche auch zur Nachtzeit niemals ihre Obstgärten und Weinberge, wofern du nicht ein ansehnliches Gefolge von andern Affen um dich hast. Wenn ein Mensch, der dich bemerken kann, etwas brauchbares beym Weggehen liegen läßt, so eile ja nicht an den von ihm verlaßnen Ort,

um dich einer solchen Sache zu bemächtigen, sondern betrachte dieselbe allezeit als eine Falle, die man deinem Leben oder deiner Freyheit stellt. Findest du Speise oder Getränke, deren sich die Menschen zu bedienen pflegen, so sey, wofern du sie nicht ungekostet lassen kannst, im Genuß derselben sehr mäßig; denn sie lieben solche Speisen, und vorzüglich solche Getränke, welche dem Gebrauch des Verstandes oder der Sinne sehr nachtheilig sind, und bedienen sich derselben sehr oft, um junge unerfahrne Affen damit zu fangen. So lange du diese wohlgemeynten Lehren, die sich auf eine vieljährige Erfahrung gründen, sorgfältig befolgest, wird es gewiß, wofern sich nicht ein außerordentliches Unglück zutragen sollte, keinem unsrer zweyfüßigen Nachsteller so leicht seyn, dich in sein Netz zu locken."

So sprach Momenets Vater, und so lange er lebte, bemerkte er auch mit Vergnügen, daß er nicht tauben Ohren geprediget hatte. Allein nach seinem Tode vergaß das junge Aeffchen nach und nach die heilsamen Lehren seines Vaters; weil es ihm an einem fleißigen Repetenten fehlte. Bisweilen fiel

ihm wohl noch diese oder jene natürliche Klugheitsregel ein; allein seine jungen Kameraden machten sich allezeit über ihn lustig, sobald er sie in der Absicht anführte, um nach derselben seine Handlungen einzurichten. Da ihm nichts so unerträglich war, als Spöttereyen von seines Gleichen zu hören, und sich einer Feigheit beschuldigen zu lassen; so nahm er sich nunmehr vor, die altväterischen Klugheitsregeln aus seinem Gedächtniße zu verbannen, und den Ermahnungen seiner jungen Kameraden fleißiger, als sonst, Gehör zu geben. Allein kaum hatte er etliche Tage diesem Vorsatz gemäß gehandelt, so wurde er auch schon durch eine unangenehme Erfahrung von der Thorheit desselben überzeugt. Denn als er an einem heitern Morgen mit einer Menge größtentheils junger Affen ausgegangen war, um sich nach Lebensmitteln umzusehen, wurde er von einem seiner Kameraden auf eine Gesellschaft europäischer Jäger aufmerksam gemacht, welche in einer kleinen Entfernung unter einem Baume saßen, und sich blos damit beschäftigten, ihre Stiefel bald aus, bald wiederum anzuziehen. „Brüderchen,“ rief einer von

den jungen Affen (versteht sich in der Affensprache, die ich hier zur Bequemlichkeit meiner Leser übersetze) seinen Kameraden zu, „betrachtet einmal die unter jenem Baume sitzenden Menschenkinder, und die sinnreiche Art, ihre Füße zu bekleiden, um sie dadurch gegen alle äußere Verletzungen zu sichern! Was haltet ihr von meinem Vorschlage, diese Leute muthig anzugreifen, und ihnen ihre bequemen und dauerhaften Fußfutterale abzujagen? Da wir ihnen an der Zahl weit überlegen sind, so wird es uns nicht schwer fallen, in diesem Angriff den Sieg davon zu tragen."

„Bravo, Bravo!" schrie Momenet aus vollem Halse und war einer der ersten von denen, welche die Jäger anfielen, obgleich einer von den ältesten Affen aus ihrer Gesellschaft dieses Unternehmen widerrieth. Der erste Angriff gieng auch glücklich von statten. Denn die listigen Jäger stellten sich furchtsam an, ergriffen insgesamt bey Annäherung der Affen die Flucht, und ließen alle ihre Stiefeln zurück, die sogleich von den jungen unbesonnenen Affen ergriffen und angezogen wurden. Sobald die Jäger dieses bemerkten,

kehrten

kehrten sie wiederum zurück und giengen auf die gestiefelten Affen los, die nunmehr sowohl zum Laufen als auch zum Klettern ungeschickt waren, und in der Geschwindigkeit die Stiefeln auch nicht wieder ausziehen konnten. Es war den Jägern also sehr leicht, sich ihrer zu bemächtigen. Denn obgleich einige wenige ungestiefelte Affen ihren gefangenen Kameraden zu Hülfe kamen, so konnten sie doch nichts gegen die Jäger ausrichten, welche sich nunmehr ihrer Schießgewehre bedienten, und einige von den Auxiliar-Affen erlegten, andre aber stark verwundeten. Momenet mußte also mit einem Strike am Halse in Gesellschaft seiner gestiefelten Kameraden den Jägern folgen, und weil er sich anfänglich etwas unbändig gegen denjenigen bezeigte, dem er zu Theil worden war, so mußte er sich auf eine sehr fühlbare Art zur Geduld und Folgsamkeit anhalten lassen. Da er nun sah, daß er durch sein ungestümes Betragen sein Schicksal noch merklich verschlimmerte, so that er sich Gewalt an, und suchte durch Liebkosungen die Gunst seines Ueberwinders zu gewinnen, der auch dadurch gar bald bewogen wurde, ihn von seinen Fes-

seln zu befreyen, und ihn unangebunden in der Stube, wohin man ihn geführt hatte, herum laufen zu lassen. Nach einigen Tagen war der Jäger genöthiget, mit seinen Leuten auf das Feld zu gehen, um Getraide einzuernten. Momenet machte sich die Abwesenheit seines Beherrschers zu Nutze, schlug mit einem hölzernen Hammer, den er in der Stube fand, dasjenige Fenster ein, welches in den Garten gieng, und setzte sich durch einen mäßigen Sprung in Freyheit. Es glückte ihm auch, ungehindert bis in den Wald zu kommen, an welchen der Garten stieß, und die folgende Nacht ruhig auf einem Baume zuzubringen. Mit anbrechendem Tage setzte er seine Reise wieder fort, ohne von irgend einem Menschen verfolgt zu werden, und wahrscheinlicher Weise würde er auch glücklich wieder bey seinen Verwandten, von denen er nicht mehr weit entfernt war, angelangt seyn, wenn er nicht abermal die väterlichen Lehren aus den Augen gesetzt hätte. Denn zu seinem Unglücke traf er unterwegens einige Flaschen mit Capwein und andern starken Getränken an, welche er, weil er keinen Menschen in der Nähe bemer-

ken

ken konnte, ohne Bedenken kostete. Hätte er es auch bey dem Kosten bewenden lassen, so würde er keine nachtheilige Folgen davon zu befürchten gehabt haben. Allein der gute Geschmack dieser Getränke verleitete ihn, die Flaschen ganz auszuleren, ob ihm gleich beym ersten Anblick derselben dasjenige einfiel, was ihm ehemals sein Vater von den gefährlichen Folgen des häufigen Genusses solcher Getränke gesagt hatte. Die Erfahrung aber überzeugte ihn auch jetzt wiederum von der Richtigkeit der väterlichen Warnung. Denn kaum hatte er den letzten Zug gethan, so war er dergestalt taumelnd und schläfrig, daß er zu Boden sank und in einen tiefen Schlaf verfiel.

Als er nach einiger Zeit wiederum erwachte, sah er sich gebunden in den Händen eines Matrosen, der einen großen Hund zu seinem Begleiter bey sich hatte. Beyde ließen den armen Momenet ihren Unwillen auf das nachdrücklichste empfinden, als er bey seinem Erwachen um sich biß und seine Freyheit wieder zu erlangen suchte. Er mußte sich also von dem Matrosen fortschleppen lassen, der

ihn auf ein französisches Schiff brachte, welches nach einigen Tagen das Vorgebürg der guten Hoffnung verließ und seine Rückreise nach Europa fortsetzte. Momenet wurde zwar einige Tage nach seiner Ankunft auf dem Schiffe von seinen Banden wiederum befreyt; weil sein Beherrscher sich durch die See gegen seine Flucht hinlänglich gesichert glaubte. Allein ein mißlungener Versuch, sich in Freyheit zu setzen, beraubte ihn gar bald dieses Vortheils. Denn als er einmal in einer kleinen Entfernung vom Schiffe schwimmendes Gras in großer Menge erblickte, welches er für eine Insel hielt, wagte er einen kühnen Sprung in die See, um auf diese vermeynte Insel zu entfliehen. Sobald er aber bey Annäherung an das schwimmende Gras fand, daß er sich geirrt hatte, und um sich herum nichts als Wasser erblickte, so hielt er es für rathsamer, in seine Sklaverey freywillig wiederum zurückzukehren, als durch eine übertriebne Liebe zur Freyheit sein Leben in Gefahr zu setzen. Da er gut schwimmen konnte, und das Schiff durch widrige Winde sehr aufgehalten wurde, so erreichte er zwar sehr bald seine Absicht,

und wurde auch von seinem Herrn ohne Weigerung wiederum angenommen, mußte sich aber nicht nur eine überaus empfindliche Züchtigung wegen seiner Flucht, sondern auch die Beraubung seiner vorigen Bequemlichkeit gefallen lassen, und die Reise, gleich einem Kettenhunde angebunden, fortsetzen.

Als das Schiff an dem Orte seiner Bestimmung, nemlich zu Marseille angelangt war, fiel Momenet einem Domherrn in die Augen, der im Hafen spatzieren gieng, und ein großer Freund von Affen jeder Art war. Der Domherr, der erst kürzlich einen Affen durch einen unglücklichen Zufall eingebüßt hatte, war sehr froh, daß er sobald Gelegenheit fand, seinen Verlust wiederum zu ersetzen, und zahlte ohne lange zu handeln mit Vergnügen das Geld, welches der angekommene Schiffer für seinen Affen forderte.

Momenet wurde also noch denselben Tag in des Domherrn Wohnung gebracht, wo er alle mögliche Bequemlichkeit fand, die sich nur ein Geschöpfe seiner Art wünschen konnte. Der Domherr hatte so ansehnliche Einkünfte, und eine so geringe Portion von Galle

und

und Geiz, daß alle zweyfüßige und vierfüßige Wesen, die um ihn waren, ein sehr glückliches und ruhiges Leben führten, zumal da er meistentheils nur solche Vergnügungen liebte, die denjenigen, durch die er sich dieselben zu verschaffen suchte, nicht viel Mühe machten. Er pflegte gemeiniglich bis nach neun Uhr zu schlafen, und daher hatten auch seine Leute nicht nöthig, sich etwas von ihrer Ruhe abzubrechen. Seine erste Beschäftigung, nachdem er sich aus dem Bette erhoben, und ein Paar Tassen Kaffee zu sich genommen hatte, bestund ordentlicher Weise darinnen, daß er seine Papageyen, Hunde, Affen und übrigen Gesellschafter aus dem Thierreiche mit eignen hochwürdigen Händen fütterte, wobey er es an nichts fehlen ließ, was seinen vierfüßigen und zweyfüßigen Lieblingen angenehm war. Sobald er hernach die Chokolade getrunken und die Conferenzen mit seiner Haushälterin geendiget hatte, welche größtentheils sehr wichtige Gegenstände betreffen mußten, weil sie gemeiniglich bey verschlossenen Thüren gehalten wurden, belustigte er sich vorzüglich mit seinem Momenet, von dem er nichts übel nahm,

wenn

wenn es auch noch so unartig war. Denn er ließ sichs nicht nur gefallen, wenn ihm Momenet Aepfel und Nüsse an den Kopf warf, sondern er nahm es auch überdieses für einen unschuldigen Spaß an, wenn sein muthwilliger Liebling, in Ermangelung der Aepfel und Nüsse, sich bey einer solchen Kanonade sogar seines Unraths bediente. Selbst die Haushälterin, welche doch, wie meine Leser und Leserinnen schon vermuthen werden, die Oberherrschaft in dem Hause Sr. Hochwürdigen Gnaden führte, durfte sich nicht unterstehen, den unartigen Momenet wegen einer ihr zugefügten Beleidigung zu bestrafen. Und obgleich jeder Sekretair und Bediente den Augenblick das Haus des Domherrn verlassen mußte, der sich nur unterstund, diesem Frauenzimmerchen eine unfreundliche Mine zu machen; so blieb doch Momenet allezeit ungestraft, wenn er sich auch noch so ungezogen gegen die Haushälterin aufführte, die sogar einmal Gefahr lief, ihre einträgliche Stelle zu verlieren, als sie es wagte, die Ungezogenheit des Affen, der ihr seine schon verdauten Speisen ins Gesicht geworfen hatte, durch einen

sehr

sehr mäßigen Ruthenstreich zu bestrafen. Auch die Nachmittagsstunden, die Sr. Hochwürden vom Schlaf und Spiel übrig blieben, wurden größtentheils in Momenets Gesellschaft zugebracht, und den Sommer über hatte Momenet sehr oft die Ehre, seinen Herrn, wenn er ausfuhr, zu begleiten, und im Garten mit ihm spatzieren zu gehen. Hier stund ihm alles zu Diensten, was nach seinem Geschmack war, und kein Gärtner durfte sich unterstehen, ihm Einhalt zu thun, wenn er sich die besten Früchte abpflücken, oder aus Muthwillen etwas verwüsten wollte.

Auf diese Art verlebte Momenet über zwey Jahre in dem glücklichsten Zustande, wobey ihm nichts weiter zu wünschen übrig blieb, als die Gesellschaft einer Freundin von seines Gleichen; welcher Wunsch vorzüglich alsdann recht rege wurde, wenn er den Conferenzen Sr. Hochwürdigen Gnaden mit der Haushälterin beywohnte, wobey sonst kein anderes, zweyfüßiges, ungeflügeltes Geschöpf gegenwärtig seyn durfte. Alle Umstände schienen auch anfänglich seiner Glückseligkeit die längste Dauer zu versprechen. Denn die

Gunst

Gunst seines Herrn gegen ihn war unbegrenzt, und konnte durch nichts vermindert werden. Der Domherr befand sich in seinen besten Jahren und hatte von Natur einen so dauerhaften und gesunden Körper, daß man ihm bey seiner ganz sorgenlosen Lebensart ein sehr hohes Alter hätte prophezeyen können. Allein die gar zu häufigen und langen Conferenzen mit seiner Haushälterin und mit andern Frauenzimmerchen von seiner Bekanntschaft, die allzu große Menge von Pasteten, deren Verdauung er seinem Magen zumuthete, und die Sündfluth von Burgunder und andern Weinen, womit er täglich die Höhlung seines Körpers überschwemmte, zogen ihm gar bald eine tödtliche Wassersucht zu, welche ihn in der Hälfte seiner Tage dahin rafte.

Die Haushälterin hatte zwar, nach der durch den Arzt erhaltenen Nachricht von dem gefährlichen Zustande ihres Herrn, die Klugheit gehabt, die zu Verfertigung eines Testaments nöthigen Personen zu bestellen, und den Domherrn, als er seiner fünf Sinnen nicht mehr recht mächtig war, durch allerhand Mittel dahin zu bringen, daß er sie zur Universal-

erbin seines ganzen ansehnlichen Vermögens einsetzte, wovon sie nichts weiter abgeben sollte, als so viel erforderlich war, alle zweyfüßigen und vierfüßigen Geschöpfe, die der Domherr um sich gehabt hatte, bis an ihren Tod zu ernähren. Wäre nun dieses Testament unangefochten geblieben, so hätte es unserm Momenet zeitlebens an keiner Nothwendigkeit und Bequemlichkeit fehlen können. Allein zum Unglück hatte der Domherr noch einen leiblichen Bruder am Leben, der es sehr sonderbar fand, daß eine Haushälterin diejenigen Schätze bekommen sollte, auf welche er mit Recht Ansprüche machen konnte; und da er überdieses die Art und Weise erfuhr, wie das Testament veranlaßt und abgefaßt worden war, so hielt er es nicht für nothwendig, sich bey diesem letzten Willen seines Bruders zu beruhigen, sondern fand für gut, wider die Auslieferung der Erbschaft an die Haushälterin förmlich zu appelliren. Die Dame Justiz *) hat in Frankreich so gut, als in an-

dern

*) Man lasse sich ja nicht durch die Wörterbücher verführen, die Gerechtigkeit und Ju-

stiz

dern europäischen Ländern, das Podagra und den Staar; was Wunder also, daß sie so langsam einher schleicht oder vielmehr hinket, und die Gegenstände am hellen Mittage nicht recht sehen kann? Der Prozeß, der nunmehr über die Verlassenschaft des Domherrn entstand, machte durch seine lange Dauer zwar verschiedne Advocaten, Procuratoren und Richter, aber nicht diejenigen fett, denen sie eigentlich bestimmt war; und wenn man nach geendigtem Processe die Frage, wer denn eigentlich geerbt habe, richtig hätte beantworten wollen, so hätte man sagen müssen: die Verlassenschaft des Domherrn ist eigentlich unter einige Priester der Justiz und ihre Bediente vertheilt worden, welche aber doch die Großmuth gehabt haben, ein kleines Restchen davon dem Bruder und der Haushälterin des Verstorbenen zukommen zu lassen.

Momenet

stiz für einerley zu halten. Die Gerechtigkeit ist eine keusche, eingezogene Dame, die niemals hinkt, und niemals den Staar hat, welche Krankheiten nur der Justiz eigen sind, die unter die öffentlichen Frauenzimmer gehört, deren Gunst sich jedermann durch Geld verschaffen kann.

Momenet bemerkte gleich in den ersten Tagen seines verwaysten Zustandes einen grossen Unterschied zwischen seinem gegenwärtigen und vorhergehenden Schicksal. Die Haushälterin, die er so oft durch sein unartiges Betragen erbittert hatte, ließ ihn nunmehr die Folgen seiner Ungezogenheit nachdrücklich empfinden; doch versorgte sie ihn anfänglich noch mit Speise und Trank, ob sie ihm gleich nicht solche Leckerbissen vorsetzte, wie er sie ehemals aus den Händen des Domherrn zu erhalten pflegte. Allein als ihr die Regierung des Hauses genommen und auch der größte Theil der übrigen Bedienten, welche der Domherr gehabt hatte, verabschiedet wurde; kam Momenet in eine noch schlimmere Lage, weil weder der Bruder des Domherrn, der überhaupt kein großer Freund von Affen war, noch sonst jemand sich sehr um seine Verpflegung bekümmerte; daher er manchmal ganze Tage ohne Speise und Trank zubringen mußte, wenn sich nicht etwa eine Gelegenheit fand, etwas wegzustehlen, welches ihm aber gemeiniglich sehr übel bekam.

Da ihm nun dieser elende Zustand ganz unerträglich war, so beschloß er, dieses Haus heimlich zu verlassen, welchen Vorsatz er auch leicht ausführen konnte, weil niemand mehr auf ihn genau Achtung gab. Er hatte sehr oft den Schornsteinfeger in die Feueresse des Kamins steigen sehen, und dieses brachte ihn auf den Einfall, des Nachts durch dieselbe einen Weg zu seiner Freyheit zu suchen. Die Sache gieng auch glücklich von statten, weil er im Klettern sehr geübt war, und daher ohne große Beschwerlichkeit über die Dächer der Häuser und über die Stadtmauer steigen konnte.

Bey Anbruch des Tages hatte er schon einen Wald erreicht, der über zwey Meilen von der Stadt entfernt war. Seine Freude war unbeschreiblich, als er nach Aufgang der Sonne seinen neuen Aufenthalt genauer betrachtete und einige Aehnlichkeit zwischen diesem und demjenigen Walde bemerkte, worinnen er das Tageslicht zuerst erblickt hatte. Denn wegen dieser kleinen Aehnlichkeit in dem äussern Ansehen hoffte er auch alles übrige so zu finden, wie er es in seinem Vaterlande ge-

habt hatte, und daher war seine erste Beschäftigung, ehe er sich noch um ein Frühstück bekümmerte, diese, daß er sich nach seines Gleichen umsah, um sich eine Geliebte auszusuchen, und dasjenige Vergnügen zu geniessen, das er schon so lange entbehrt hatte. Allein wie groß war seine Verwunderung und Bestürzung, als er den ganzen Wald vergebens durchstrich, ohne irgendwo etwas ausfindig zu machen, das nur die geringste Aehnlichkeit mit einem Affen hatte! Seine Kräfte waren durch das viele Herumlaufen ganz erschöpft worden, und der überhand nehmende Hunger nöthigte ihn nunmehr für ein ander Bedürfniß zu sorgen. Doch statt der gehoften schmackhaften Früchte fand er nichts, als schlechte Holzäpfel und saure Beeren, wovon er nicht das geringste genossen haben würde, wenn er nicht so hungrig gewesen wäre.

Weil der Herbst schon seinen Anfang genommen hatte, so waren die Nächte auch schon ziemlich kalt, die Momenet noch überdieses unter freyem Himmel, auf dem Gipfel eines Baumes, zubringen mußte. Da er also weder bey Tage, noch bey Nacht seine Bequemlich-

quemlichkeit haben, und auch überhaupt in diesem Zustande der Freyheit nicht eine einzige seiner übrigen Begierden befriedigen konnte; so nahm er sich vor, denselben wiederum mit einer leidlichen Sklaverey zu vertauschen. Zu dem Ende lauerte er auf einem hohen Baume, welcher an der Strase stund, die durch den Wald gieng, so lange, bis er einen schönen Wagen mit einem geputzten Frauenzimmer vorbeyfahren sah. Diese Dame, eine Maitresse eines Generalpachters, machte durch ihre Schönheit, und durch die Freundlichkeit, womit sie ihre Gesellschaft im Wagen unterhielt, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, sich zu ihrem Sklaven anzubieten. Ein geschickter Sprung brachte ihn sogleich auf den Kutschersitz neben den Bedienten, der durch die unvermuthete Nachbarschaft fast in ein eben so heftiges Schrecken versetzt wurde, als die empfindsame Schöne, die nicht weit von einer Ohnmacht entfernt war, und mehr als ein Riechfläschchen verbrauchen mußte, um ihre betäubten Lebensgeister wiederum in gehörige Ordnung zu bringen. Doch hatte dieses

Schrecken zum Glück keine weitere schlimme Folgen, sondern verwandelte sich gar bald in eine überaus große Freude, da man sah, daß man weder einen Teufel, noch ein wildes Thier, sondern ein zahmes, poßierliches Geschöpf vor sich hatte, welches seine neue Gebieterin und ihre ganze Gesellschaft nicht im geringsten zu beleidigen, sondern nur zu belustigen suchte. Er bekam daher gar bald die schmackhaftesten Früchte und andre Leckerbissen aus den Händen dieser Schönen, die nunmehr, nach abgelegter Furcht, kein Bedenken trug, den spaßhaften Momenet in ihren Wagen zu nehmen und mit sich nach Hause zu führen.

Der Liebhaber dieser Dame, der Herr Generalpachter, fand für gut, denselben Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen, und schien anfänglich sehr vergnügt, ein Geschöpf kennen zu lernen, das in vielen Stücken, den Geiz ausgenommen, eine große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Als er aber fragte, wie sie zu diesem drolligen Thiere gekommen wäre, erhielt er zwar eine der Wahrheit völlig gemäße Antwort, fand aber in dieser Erzählung

so

so viel Unwahrscheinliches, daß er nicht unterlassen konnte, allerhand Zweifel und Bedenklichkeiten zu äußern, deren Anzahl immer größer wurde, da er nach vielen Erkundigungen nicht das gerinste von einem verlohrnen Affen erfuhr, und er gar wohl wußte, daß sich in den französischen Wäldern ordentlicher Weise keine Affen aufzuhalten pflegen. Er hielt also nach den Schlußregeln, die ihm die Logik der Eifersucht eingab, (denn ein Generalpachter hat nicht Zeit sich mit der Logik der gesunden Vernunft abzugeben) nichts für gewisser, als daß dieser abgerichtete Affe, der nicht unter die Classe, der gemeinen Affen gehörte, das Geschenk eines Liebhabers seyn müsse; woraus er ferner folgerte, daß er an der Untreue seiner Geliebten nicht weiter zweifeln könne. Er fieng also an, sehr kaltsinnig gegen sie zu werden, und entzog ihr nicht nur einen großen Theil der Liebkosungen, womit er sie sonst überhäuft hatte, sondern begieng auch die Grausamkeit, seine Börse weit seltner, als sonst, zu ihrem Vortheile zu öfnen. So gleichgültig ihr der erste Verlust war, so wenig konnte sie den leztern ertragen, zumal

da sich aus verschiednen Umständen schliessen ließ, daß sich andre Frauenzimmerchen diesen Umstand zu Nutze machen werden, um sie auch noch um den kleinen Ueberrest der Liebe ihres Generalpachters zu bringen. Sie konnte zwar den Affen weit lieber um sich leiden, als den Generalpachter; allein sie war durch den Umgang mit dem letztern zu gründlich in seinen Grundsätzen unterrichtet worden, als daß sie hätte die Thorheit begehen sollen, ein zwar abgeschmacktes und unausstehliches, aber sehr reiches Menschengesicht einem armen Geschöpfe aufzuopfern, von welchem sie weder Juwelen, noch schöne Kleider, noch Equipage, noch andre, einem Wesen ihrer Art unentbehrliche Sachen erhalten konnte. Sie faßte also den herzhaften Entschluß, ihren geliebten Momenet, durch dessen Anblick die Eifersucht des Generalpachters beständig neue Nahrung erhielt, auf immer von sich zu entfernen; und da sie in eben dem Augenblick, wo ihr Entschluß zur Reife gekommen war, einen Besuch von ihrem Arzte erhielt, der in der Kunst zu magnetisiren und desorganisiren sehr stark war, welche er auch oft zu ihrer Zufrieden-

friedenheit bey ihr angewandt hatte; so machte sie ihm ein Geschenk mit ihrem vierfüßigen Lieblinge, der von dem Arzte mit vielem Vergnügen angenommen wurde.

Momenet verließ seine schöne Gebieterin sehr ungern, weil er von ihr mit eben so viel Leckerbissen und mit noch mehr Liebkosungen überhäuft worden war, als er ehemals bey seinem Domherrn genossen hatte. Unterdessen hatte er doch nicht Ursache, mit seinem neuen Herrn unzufrieden zu seyn. Denn obgleich der Arzt das Geld sehr liebte, und daher nicht gern für diejenigen viel ausgab, die seine Bequemlichkeit oder sein Vergnügen befördern mußten; so hatte doch Momenet bey ihm sehr gute Tage, weil diejenigen, welche den Arzt besuchten, um sich magnetisiren zu lassen, dasjenige sehr reichlich ersetzten, was ihm durch den Geiz des Arztes entzogen wurde. Ja Momenet erlangte noch überdieses eine Geschicklichkeit, die ihm in der Folge sehr vortheilhaft war. Denn da er täglich magnetisiren sah, so lernte er in kurzer Zeit diese einträgliche Kunst, und übertraf gar bald seinen Lehrmeister in derjenigen Fertigkeit, welche die

Kunstverständigen Manipulation nennen. Zum Unglück aber hatte der Arzt, welcher am liebsten junge Weiberchen und hübsche Mädchen magnetisirte, die Eifersucht vieler Ehemänner und Väter rege gemacht, womit sich der Haß seiner Collegen verband, die es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnten, daß seine Praxis goldner war, als die ihrige, und daher keinen Kunstgriff ungenützt liessen, um die schwarzen und bunten Regenten der Stadt wider ihn aufzuwiegeln. Sie waren auch in Erreichung ihrer Absichten so glücklich, daß der Arzt, um dem Gefängnisse zu entgehen, sich genöthiget sah, sein Heil in der Flucht zu suchen, und den größten Theil seiner Sachen ungeflügelten Raubvögeln zur Beute zu überlassen.

Nun gab es also etwas beträchtliches zu confisciren, worunter auch Momenet war, der nebst den übrigen, von dem flüchtig gewordenen Arzte zurückgelassenen Sachen, an den Meistbietenden verkauft wurde. Diesen, etwas zu sehr der Oekonomie beflißenen Herrn behielt Momenet zu seinem Glück nur drey Tage, nach deren Verlauf er eine unendlich

bessere

bessere Herrschaft bekam, nemlich eine Dame von hoher Geburt, die einem ansehnlichen Kloster als Aebtißin vorstund.

Die gute Dame durfte, vermöge der Gesetze ihres Klosters, außer ihrem Beichtvater, selten eine Mannsperson sehen, und daher war es ihr überaus angenehm, daß sie nunmehr wenigstens ein männliches Geschöpf aus dem Thierreiche täglich um sich haben konnte. Momenet war noch in seinen besten Jahren und hatte einen sehr guten Wuchs. Der Kopf glich zwar größtentheils einem Hundskopfe; welche Aehnlichkeit aber der Aebtißin nicht nur nicht zuwider, sondern sogar außerordentlich tröstend und erfreulich war, weil sie sich bey seinem Anblick allemal an ihren Lieblingsmops erinnerte, den ihr der, durch das häufige Fett dieses Hündchens herbeygelockte Tod, in der Blüthe seines Lebens, zu ihrer größten Betrübniß geraubt hatte. Auf dem Oberleibe hatte Momenet schön grünlichbraunes, am Unterleibe aber weißgelbliches Haar. Seine Höhe betrug über vier Fuß und sein ganzer Körper war mit einem derben, elastischen Fleische bekleidet, wodurch

sein äusserliches Ansehen noch sehr merklich vermehrt wurde.

Anfänglich setzte die Lebhaftigkeit dieses Thieres, welches die Aebtißin für Wildheit hielt, die gute Dame noch ein wenig in Furcht; daher sie ihm die ersten Tage noch nicht die Freyheit verstattete, in ihrem Zimmer herumzugehen. Als sie aber sah, daß Momenet sein starkes und gesundes Gebiß gegen keines von ihren Leuten mißbrauchte, sondern nur bisweilen seinen Muthwillen mit ihnen trieb, und ihnen etwas an den Kopf warf; so wurde er gar bald aus dem Zimmer der Kammerjungfer, welches in der ersten Woche nach seiner Ankunft seine Residenz war, in das Wohnzimmer der Frau Aebtißin versetzt, deren Gewogenheit gegen ihn täglich zunahm. Bisher hatte sie oft, wenn sie nicht etwa einen Besuch von ihrem Beichtvater erhielt, bis zum Sterben Langeweile gehabt, und wer die Amtsverrichtungen und die Lebensart einer Aebtissin kennt, der wird sich darüber auch nicht verwundern können. Seit der Zeit aber, da Momenet ihr täglicher Gesellschafter war, empfand sie nichts mehr von den Beschwerlich-

keiten

keiten der Langenweile und von den häufigen Beängstigungen, die die so häufige Besuche des Beichtvaters nöthig machten, daß die alten Nonnen darüber schon anfiengen, die Nase zu rümpfen, und den Seelenzustand ihrer hochwürdigen Aufseherin auf eine, der christlichen Liebe ganz und gar nicht gemäße Art zu beurtheilen. Momenet half allen diesen Uebeln auf einmal glücklich ab. Sein muntres und drolliges Wesen machte der Aebtißin so viel Vergnügen, und vertrieb ihr die von ihren Amtsverrichtungen übrige Zeit auf eine so befriedigende Art, daß sie fast gar keine andre Gesellschaft verlangte. Insbesondre aber behagte dieser Dame Momenets Fertigkeit im magnetisiren und desorganisiren, wovon sie auch bald die augenscheinlichsten und erwünschtesten Wirkungen spürte. Denn die unangenehmen Zufälle, welche der achtzigjährige Klosterarzt mit aller seiner Gelehrsamkeit und Kunst in so vielen Jahren nicht hatte vertreiben können, heilte der unstudirte Momenet in kurzer Zeit durch eine sehr einfache, von seinem Magnetiseur erlernte Manipulation. Momenet war also nicht nur Gesellschafter

und

und Zeitvertreiber, sondern auch Leibarzt von Ihro hochwürdigen Gnaden. Was Wunder also, daß er zu jeder Tageszeit dieser Dame Gesellschaft leisten durfte? Denn sein Bette, welches so prächtig war, daß man es eher für das Bette eines jungen Prinzen, als für das Lager eines Affen hätte halten sollen, mußte schon im Anfange des zweyten Monats nach seiner Ankunft aus der Wohnstube der Aebtißin in ihr Schlafzimmer versetzt werden.

Momenet hatte also nunmehr wiederum die erwünschtesten Tage, über welche er auch sein Vaterland, seine Freunde und Freundinnen, nach denen er sich doch bisher immer noch manchmal gesehnt hatte, völlig vergaß. Im ganzen Kloster war kein Geschöpf zu finden, das nur die geringste feindliche Absicht gegen ihn hätte blicken lassen. Nicht nur die jungen Nönnchen, sondern auch die alten Schwestern und die sämmtlichen, zur Bedienung der Frau Aebtißin bestimmten Frauenzimmerchen würdigten ihn einer vorzüglichen Gewogenheit, und übernahmen, in Abwesenheit der Aebtissin, sehr gern den Auftrag, für seine Kost und Bequemlichkeit zu sorgen, zumal da er

sich

sich viele Unarten abgewöhnt, und besonders die häßliche Ungezogenheit, mit Kugeln aus verdauten Speisen zu kanoniren, wodurch er sich vorzüglich den Haß der Haushälterin seines ersten französischen Herrns zuzog, völlig abgelegt hatte. Allein außer dem Kloster gab es ein zweyfüßiges, sehr mächtiges Wesen, dessen Freundschaft er sich durch alle seine Künste und Possen nicht erwerben konnte. Und dieses mächtige Wesen — rathe einmal, lieber Leser! — war — der Beichtvater der Aebtißin.

Der Beichtvater? wird vielleicht einer meiner Leser fragen, der hier einen Schreibefehler vermuthet, — Ja! der Beichtvater, mein lieber Leser, der Beichtvater in eigner Person. Dieser ehrwürdige Geistliche, der vor Momenets Ankunft sehr oft zur Aebtißin eingeladen wurde, um diese Dame, die noch in den besten Jahren war, durch seinen erbaulichen Zuspruch aufzurichten, und sie von der Beängstigung, von welcher sie sonst, wie ich schon oben angeführt habe, sehr oft befallen wurde, durch die Kraft seines Trostes zu befreyen, hatte jetzt selten die Ehre, eine Einladung

ladung von der Aebtißin zu erhalten, und wurde sogar, wenn er von freyen Stücken seine beichtväterliche Schuldigkeit beobachten wollte, von den Kammerjungfern sehr oft, unter dem Vorwande, abgewiesen, daß die Frau Aebtißin wegen Kopfschmerzen oder wegen einer andern Unpäßlichkeit sich niedergelegt habe, und daher keinen Besuch annehmen könne. Wenn aber auch sein Besuch angenommen wurde, so war er doch selten von der Dauer der vormaligen Besuche; weil die Aebtißin immer allerhand Ursachen hervor zu suchen wußte, um entweder den Anfang des Besuchs später, als sonst, anzusetzen, oder wenigstens denselben früher zu endigen.

Daß der Beichtvater diese Gleichgültigkeit seiner hochwürdigen Beichttochter gegen seinen trostreichen Zuspruch mit gleichgültigen Augen sollte angesehen haben, wird wohl gewiß keiner von meinen Lesern vermuthen, der den Lauf der Welt nur ein wenig kennt. Er hatte auch zu viel Erfahrung und Weltkenntniß, als daß er nicht gar bald die Ursache von dieser Veränderung hätte errathen sollen. Anfänglich glaubte er zwar, daß die gute

Aebtißinn durch die liebloſen Bemerkungen, welche die alten Nonnen bisweilen, zur Ausfüllung ihrer leeren Stunden über die häufigen Beſuche des Beichtvaters gemacht hatten, zur Einſchränkung und Abkürzung derſelben wäre bewogen worden; daher er auch an dem nächſtfolgenden Sonntage eine ſehr erbauliche Predigt über die Verläumdung hielt, und vorzüglich dieſes für die größte Sünde erklärte, wenn man Lehrern und Predigern, die ihr Amt gewiſſenhaft verwalteten und ihre Beichtkinder fleißig beſuchten, um ſie zum Guten zu ermahnen oder ihnen Troſt in ihrer Bekümmerniß zuzuſprechen, unlautere und unheilige Abſichten andichtete. Allein er ließ gar bald dieſe irrige Meynung fahren, nachdem er den zweyten Beſuch nach Momenets Ankunft bey der Aebtißin gemacht hatte. Denn die gute Dame, welche nicht oft aus ihrem Kloſter gekommen und in der Kunſt, ſich zu verſtellen, noch ſehr unerfahren war, lobte ihren Momenet gegen Ihro Hochwürden ſo eifrig, und pries insbeſondere ſeine Geſchicklichkeit, ihr die Zeit zu vertreiben und ſie aufgeräumt zu machen, auf eine ſo treuherzige

Art, daß der geistliche Zeitvertreiber, ohne seine Logik zu strapazieren, sogleich die wahre Ursache von der Gleichgültigkeit der Aebtißinn gegen seine Besuche einsehen konnte.

Diese Lobsprüche aber, welche die gute Dame ihrem Momenet mit aller Verschwendung der weiblichen Beredsamkeit ertheilte, machten ihren Herrn Beichtvater nicht nur gleich anfangs weit ernsthafter, als er sonst in ihrer Gesellschaft zu seyn pflegte, sondern übersäeten auch nach und nach sein Gesicht dergestalt mit Runzeln, daß er in der Mitte dieses Besuchs um dreyßig Jahr älter, als beym Anfange desselben aussah; denn jeder neue Lobspruch, der aus dem Munde der Aebtißinn kam, verursachte eine neue Furche und Runzel auf dem Gesichte des geistlichen Seelenarztes; welches die Aebtißinn erst spät gewahr wurde, weil sie bey ihrer Lobrede die Augen immer auf den Affen, und nach einer ziemlichen Weile erst einmal wieder auf ihren Besuch richtete.

Die gute Dame, die überhaupt von Natur sehr weichherzig war, erschrack sehr heftig über die plötzliche Veränderung, die

sie auf dem Gesichte ihres Beichtvaters bemerkte, und weil sie dieselbe für nichts anders, als für das Zeichen einer jähligen Krankheit hielt, so hohlte sie nicht nur alle ihre Riechfläschchen und kleine Hausapothekchen zusammen, sondern schickte auch unverzüglich nach einem Tragsessel, und wollte den Herrn Pater darinnen sogleich wieder in seine Behausung bringen lassen, damit er sich zu Bette legen und die in seinem Zustande nöthigen Bequemlichkeiten genießen könnte. Umsonst versicherte sie der Beichtvater, daß ihm nicht das geringste fehlte; sie glaubte, er thäte sich Gewalt an, um sie nicht zu beunruhigen, und nur durch die Lebhaftigkeit, womit er nunmehr die Lobrede auf ihren Momenet beantwortete, wurde sie überzeugt, daß seine runzelvolle Stirn und übrige Veränderung seines Gesichts nicht für die Wirkung einer Krankheit zu halten sey. Nur war es ihr unbegreiflich, wie ein so aufgeklärter Mann, über deßen zu strenge Moral sie sonst niemals Ursache zu klagen gehabt hatte, sichs einfallen lassen könnte, über das unschuldige Vergnügen zu eifern, das ihr Momenet verschafte,

und ihr sogar deswegen Vorwürfe zu machen. Weil nun die Aebtißinn die Sache aus einem ganz andern Gesichtspuncte, als der Beichtvater, ansah; so veranlaßte diese Verschiedenheit eine sehr weitläuftige, einer ordentlichen Disputation nicht unähnliche Unterredung, wovon ich nur etwas zur Probe anführen will.

Die Aebtißin.

„Nun wahrhaftig, Herr Pater, ich sehe wohl, daß ich Sie vorhin mit Unrecht für einen Candidaten einer Ohnmacht oder einer andern gefährlichen Krankheit gehalten habe, da mich Ihre Lebhaftigkeit von meinem Irrthume sehr deutlich überzeugt. Allein für völlig gesund kann ich Sie doch wegen ihres jetzigen Eigensinnes, wovon ich sonst nichts gemerkt habe, auch nicht halten; Sie müßen wahrhaftig seit kurzem hypochondrisch geworden seyn.

Der Beichtvater.

Ich hypochondrisch? Nein! meine hochwürdige Aebtißin, von dieser Krankheit bin ich, Gottlob! noch eben so befreyt, als von den übrigen Krankheiten. Ich dächte auch nicht,

nicht, daß Sie das geringste Kennzeichen eines Milzsüchtigen an mir iemals hätten bemerken können.

Die Aebtißin.

Ich habe aber doch immer von Aerzten selbst gehört, daß übertriebner Eigensinn, Aengstlichkeit und Argwohn unter die gewöhnlichen Kennzeichen eines Hypochondristen gehörten, und diese Merkmale finde ich heute an Ihnen zum erstenmal, und zwar in einem ziemlich hohen Grade.

Der Beichtvater.

Sie nennen also dasjenige Eigensinn, Aengstlichkeit und Argwohn, was Sie Freundschaft, Aufrichtigkeit, und Sorge für Ihre Ehre nennen sollten?

Die Aebtißin.

Lieber Herr Pater! Entweder Sie haben seit einigen Tagen Ihre Grundsätze gänzlich geändert, oder ich bin seit kurzem ganz unfähig geworden, eine Verbindung der Gedanken einzusehen. Sie reden von Freundschaft gegen mich, und bezeigen sich doch heute nicht anders, als wenn sie gar nicht mein

Freund wären, da Sie mich des einzigen, sehr unschuldigen Vergnügens zu berauben suchen, das mich in meiner Einsamkeit gegen die Wirkungen der Langenweile schützen kann.

Der Beichtvater.

Eben weil ich ihr Freund, und zwar Ihr aufrichtiger Freund und Verehrer bin, kann ich nicht unterlassen, Sie von etwas abzuziehen, das allerhand nachtheilige Folgen für Sie haben könnte.

Die Aebtißin.

Was für Nachtheil kann mir wohl dieses zuziehen, daß ich ein unschädliches, völlig zahmes Thier um mich habe? War ich nicht sonst beständig mit Papageyen, Kakadus und andern großen und kleinen Vögeln umringt, unter denen es einige sehr boshafte Thiere gab, ohne jemals über einen von diesen Geschöpfen mir verursachten wichtigen Schaden klagen zu dürfen? Ich kann mich auch nicht besinnen, daß sie damals die geringste Erinnerung über meine Gesellschaft aus dem Thierreiche gemacht hätten, ob sie gleich ziemlich zahlreich war, und mir daher endlich lästig wurde.

Der Beichtvater.

Ja! das waren lauter Vögel und keine vierfüßigen Thiere!

Die Aebtißin.

Ich hatte aber damals auch Katzen und Hunde um mich, die Sie doch wohl nicht unter die Vögel rechnen werden.

Der Beichtvater.

Ich weiß es wohl, Katzen und Hunde! aber weiblichen Geschlechts! Dergleichen vierfüßige Thiere kann eine Dame von ihrem Stande und Charakter gar wohl um sich haben. Aber vierfüßige Thiere männlichen Geschlechts sind keine anständige Gesellschafter für Sie und Ihres Gleichen!

Die Aebtißin.

Ich bitte sehr um Vergebung, Herr Pater! Die Hunde und Katzen, die sie sonst bey mir gesehen haben, waren nicht lauter Weibchen; z. E. das niedliche Möpschen, welches ich erst vor einem halben Jahre eingebüßt habe, und dessen Tod mir um desto empfindlicher war, da ich es durch Ihre Gütigkeit erhalten hatte.

Der Beichtvater.

Zwischen einem kleinen Möpschen und einem großen Affen aber ist ein großer Unterschied!

Die Aebtißin.

Das weiß ich wohl; aber bey Ihrer Bedenklichkeit kömmt es ja nicht auf den Unterschied der Größe, sondern nur auf den Unterschied des Geschlechts an.

Der Beichtvater.

Ich sehe wohl, Sie wollen mich nicht verstehen, und halten meinen wohlgemeynten Rath, dieses häßliche Thier, welches sich in kein Kloster, am wenigsten in das Schlafzimmer einer Aebtißin schickt, wieder von sich zu schaffen, für einen bloßen Eigensinn und für eine Wirkung der Milzsucht, da er doch nichts als die Vorsorge für Ihre Ehre zum Grunde hat. Sie wissen es ja eben so gut, als ich, aus eigner Erfahrung, daß man bey aller Unschuld und Vorsicht, doch nicht allezeit den lieblosen Beurtheilungen und Verleumdungen seiner Nebenmenschen entgehen kann. Was mögen wohl Ihre Nonnen zu Ihrem neuen Gesellschafter sagen?

Die Aebtißin.

Ich kann Sie aufrichtig versichern, mein lieber Herr Pater, daß meine Nonnen nicht das geringste nachtheilige Urtheil von meinem Momenet gefällt haben. Selbst die ältern Nonnen, von denen einige, wie Sie wissen, sogar die Besuche meines lieben Herrn Beichtvaters, wenn sie etwa einmal nach ihrer Meynung zu oft geschahen oder zu lange dauerten, ziemlich lieblos und unchristlich beurtheilten, finden nicht das geringste Unanständige oder Aergerliche darinnen, daß ich mir einen Affen zugelegt habe, mit welchem sie sich selbst, wenn sie auf meiner Stube sind, recht gern die Zeit vertreiben. Ja ich bin überzeugt, daß einige von ihnen untröstlich seyn würden, wenn ich meinen Momenet wieder fortschicken, oder durch einen Zufall verlieren sollte; weil sie sich sehr gern von ihm magnetisiren lassen, welches er auch in der That, vermittelst seiner Vorderfüsse, mit solcher Geschicklichkeit und Fertigkeit verrichtet, daß ihn die Seniorin unsers Klosters schon umgetauft und ihm den Namen des **vierfüßigen Meßmers** beygelegt hat. Vielleicht sind Sie kein Freund von

von dem thierischen Magnetismus; weil ich aus den öffentlichen Zeitungen ersehe, daß die Meynungen der Herren Gelehrten über diesen Punkt noch sehr getheilt sind, und daß einige die Curart, wobey der Magnetismus gebraucht wird, ganz und gar verwerfen. Allein ob ich mich gleich nicht unterstehen will, berühmten Männern zu widersprechen, welche die Sache besser beurtheilen können, oder das Magnetisiren für eine, bey allen kränklichen Zufällen mit Nutzen zu gebrauchende Sache auszugeben; so muß ich doch bekennen, daß mir das Magnetisiren sehr nützliche Dienste geleistet hat, und daß ich seit der Zeit, da ich mich magnetisiren lasse, nichts mehr von den Unbequemlichkeiten spüre, denen ich sonst fast täglich unterworfen war. Wollen Sie wohl so grausam seyn, mich durch übertriebne Bedenklichkeiten zu nöthigen, daß ich mich selbst eines Hülfsmittels beraube, welches ich von keinem andern Geschöpfe, als von meinem Momenet erhalten kann, da keiner von unsern hiesigen Aerzten sich mit dem Magnetisiren abgeben will?

Der Beichtvater.

Das Magnetisiren und Desorganisiren hat der Satan erfunden; und es ist eine himmelschreyende Sünde, daß man in unsern aufgeklärten Zeiten diesem Unfuge, der fast nur von lauter Herumstreichern getrieben wird, keinen Einhalt thut! Wäre es ja erweißlich, daß der thierische Magnetismus in manchen Krankheiten mit Nutzen gebraucht werden könnte; so sollte man doch die Ausübung dieser Curart nicht einem jeden liederlichen Herumstreicher überlassen, von dem sie sehr leicht, besonders bey Frauenzimmern, gemißbraucht werden kann, sondern man sollte sie vielmehr, da hierzu keine eigentlichen medicinischen Keñtnisse erforderlich sind, einzig und allein den Giestlichen verstatten, damit niemals etwas Unanständiges oder Anstößiges dabey statt finden könne.

Die Aebtißin.

Mein bester Herr Pater! Sie ereifern sich ohne Noth! Ich will mich ja nicht von einem Herumstreicher magnetisiren lassen, sondern eben deswegen, um die Hülfe dieser verdächtigen Leute entbehren zu können, meinen

eigenen

eigenen Magnetiseur haben, und so lange behalten, bis der Geistlichkeit ein ausschliessendes Privilegium über die Ausübung dieser Kunst vom Könige ertheilt wird.

Der Beichtvater.

Aber, mein Gott! was werden die Leute in unsrer Gegend sagen, wenn es bekannt wird, — denn verschwiegen kann die Sache doch nicht bleiben — daß sich eine Aebtißin nebst ihren Nonnen magnetisiren, und zwar von einem Affen magnetisiren läßt? Was wollen Sie nun thun, wenn eine solche, Ihrer und Ihres ganzen Klosters Ehre nachtheilige Sache allgemein werden, und der Bosheit neuen Stoff zu Verläumdungen geben sollte?

Die Aebtißin.

Ich würde mich alsdenn an dasjenige erinnern, was Sie mir damals zu Gemüthe führten, als mich die boshaften Anmerkungen einiger Nonnen über meinen Umgang mit Ihnen ziemlich unruhig gemacht und nur den Vorschlag abgenöthiget hatten, künftig unsern freundschaftlichen Umgang ein wenig einzuschränken. Sie gaben mir, wie Sie sich noch

besinnen werden, auf diesen Vorschlag zur Antwort, daß Sie nichts von der Pflicht wüßten, seinen eignen Vortheil dem Vortheile eines Verläumders aufzuopfern, und daß es vielmehr thöricht wäre, etwas zu unterlassen, was einem Nutzen oder Vergnügen verschaffen könnte, blos in der Absicht, um die Geschäftigkeit boshafter Zungen zu verhindern."

Ich übergehe den übrigen Theil dieses Gesprächs, welches noch eine ziemliche Weile dauerte, und sich fast eben so, wie eine akademische Disputation endigte. Beyde Theile blieben bey ihrer vorher behaupteten Meynung, und der Herr Pater, der ohnedieß gewisser Ursachen wegen seine Bedenklichkeiten nicht zu weit treiben, und in seinen Grundsätzen nicht zu strenge seyn durfte, richtete durch alle seine Beredsamkeit nichts weiter aus, als daß die Aebtißin das Lager ihres vierfüßigen Mesmers wieder aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer bringen ließ; welche Veränderung aber von keiner längern Dauer, als der Besuch des Herrn Paters, war.

Da nun der gute, für die Ehre und das Beste seiner Beichttochter so eifrig besorgte

Pater

Pater die Unmöglichkeit sah, durch Vorstellungen und Zureden die Aebtißin zur Verbannung des ihm so verhaßten vierfüßigen Magnetiseurs aus dem Kloster zu bewegen; so nahm er seine Zuflucht zur List, und eröffnete seine Wünsche der ältesten Kammerjungfer der Aebtißin, deren unbegrenztes Vertrauen er sich schon bey einer andern Gelegenheit erworben hatte. Das Versprechen eines ansehnlichen Geschenks machte sie auch gar bald seinen Wünschen geneigt; doch stellte sie ihm die Schwierigkeiten vor, womit sie zu kämpfen haben würde, wenn sie sein Verlangen befriedigen wollte. Denn da die Aebtißin ihren Momenet beständig um sich hatte; da sie ihn selbst mit Speise und Trank versorgte, und alles, was sie ihm gab, zuvor erst kostete oder von andern kosten ließ; so konnte das sonst so dienstwillige Kammermädchen lange Zeit keinen Gebrauch von den mannigfaltigen Anschlägen des sinnreichen Paters machen, ohngeachtet er nicht unterließ, sie beständig dazu zu ermuntern und seine Versprechungen mit neuen Zusätzen zu wiederholen.

Nach

Nach vielen vergeblichen Versuchen, wovon der eine das gute Kammermädchen bey der Aebtißin beynahe verdächtig gemacht hätte, gelang es endlich diesem Frauenzimmerchen, den von dem ehrwürdigen Pater auf die Entführung des vierfüßigen Meßmers ausgesetzten Preis zu verdienen. Die Aebtißin besuchte gemeiniglich in den Frühlingsmonaten ein, dem Kloster zugehöriges Landguth, um den Brunnen an diesem angenehmen und gesunden Orte zu trinken. Als sie sich nun wieder einmal in Gesellschaft einiger Nonnen und ihres Momenets dahin begeben hatte, fiel dem Kammermädchen einer von den Anschlägen des ehrwürdigen Antimomenets ein, der hier eher, als in dem Kloster, ausführbar war. Denn auf diesem Landgute standen hin und wieder einzelne, kleine und unbewohnte Hütten, die von den bewohnten Häusern ziemlich weit ablagen. Die listige Dirne, die hier nicht so eingeschränkt, als im Kloster war, schlich also einmal in der Nacht, ohne bemerkt zu werden, aus ihrer Schlafkammer und trug eine Menge leicht brennender Sachen in eine solche verfallene Hütte, welche die Aebtißin

aus ihrem Schlafzimmer sehen konnte, und richtete die Sache so ein, daß die Flamme erst ausbrechen mußte, nachdem sie wiederum ihr Schlafkämmerchen, dessen Fenster ebenfalls gegen die angesteckte Hütte zugieng, erreicht hatte.

Sobald sie nun das Dach der alten Hütte, die sie noch mit einigen Reisbündeln versehen hatte, brennen sah, machte sie gleich Lermen im ganzen Hause. Die erschrocknen Nonnen liefen in das Schlafzimmer der Aebtißin, der gleich beym Aufwachen die helle Flamme in die Augen fiel; und weil sich diese gute Damen in der Angst das Feuer viel näher, und also die Gefahr viel größer, als sie wirklich war, vorstellten; so hielten sie sich in ihrer Wohnung nicht mehr für sicher, sondern stellten der Aebtißin, vorzüglich auf Anrathen des Kammermädchens, die Nothwendigkeit vor, in die von dem brennenden Hause weit abgelegene Pfarrwohnung zu flüchten; welchem Rathe die Aebtißin auch Gehör gab, die zwar gern noch ihren Momenet mitgenommen hätte, aber durch die Versicherung ihrer Kammerjungfer, daß sie ihn bald auf ihrem Arme

nachbringen wollte, sich doch bewegen ließ, in Gesellschaft ihrer Nonnen allein, nach der Pfarrwohnung zu eilen.

Kaum war die Aebtißin fort, so nahm zwar das schlaue Kammermädchen den Affen auf den Arm, trug ihn aber nicht in die Pfarrwohnung, sondern in einen, nicht allzu weit abgelegenen Wald, wo schon, zu Folge einer vorher getroffenen Abrede, ein junger Abbé von ihrer Bekanntschaft mit einem zugemachten Wagen auf den entführten Momenet wartete, der auch, weil er nicht wußte, was für treulose Geschöpfe es unter den zweyfüßigen Bewohnern der Erde giebt, sich geduldig in den Wagen setzte, und seinen Räuber, von dem er sich im Walde leicht hätte losmachen können, bis in das nächste Städtchen begleitete, wo der Abbé den Theil der Belohnung, den ihm seine Freundin zu schicken versprochen hatte, erwarten wollte.

Als das Feuer gedämpft und die Aebtissin wieder in ihre Wohnung zurück gekommen war, fragte sie sogleich nach ihrem Kammermädchen und nach ihrem Momenet. Das Kammermädchen erschien mit zerstreuten Haa-

ren und weinenden Augen, schlug die Hände über den Kopf und versicherte mit vielen Betheurungen, daß sie, ihrem Versprechen gemäß, den Affen auf den Arm genommen und der Aebtißin nachgetragen habe, daß er aber unterwegens bey Erblickung der Flamme heftig erschrocken und ihr entsprungen sey. Sie setzte noch hinzu, daß sie ihm bis in den Wald nachgelaufen sey, aber ihn wegen der durch die dichten Bäume verursachten Dunkelheit nicht habe wieder finden können.

Das Schrecken, welches die Feuersbrunst der guten Aebtißin verursacht hatte, war eine Kleinigkeit gegen das Schrecken, welches ihr diese Nachricht von ihrem Momenet machte. Noch in derselben Nacht mußten die Jäger und andere Leute mit Laternen in den Wald gehen, um den Affen aufzusuchen, und ehe die Sonne aufgieng, fuhr die Aebtißin selbst dahin und beschäftigte sich den ganzen Tag hindurch mit Durchsuchung des Waldes, den sie erst sehr spät mit der größten Betrübniß über die fehlgeschlagene Hoffnung, ihren vierfüßigen Liebling wieder zu finden, verließ.

Anfänglich hatte sie keinen Verdacht auf ihr Kammermädchen; allein als ihr ein Paar Leute, die in der Nacht zum Löschen des Feuers herbeygeeilt und diesem Frauenzimmerchen begegnet waren, aussagten, daß sie das Kammermädchen mit dem Affen nicht auf dem zur Pfarrwohnung führenden Wege, sondern auf der entgegengesetzten Straße, nahe bey dem Walde angetroffen hätten; so wurde sie so erbittert wieder die Räuberin ihres Momenets, die sich durch nichts, als durch Leugnen zu helfen wußte, und dabey beständig in Wiedersprüche verfiel, daß sie diese Undankbare sogleich fortjagte, doch mit dem Versprechen, daß sie wieder zu Gnaden angenommen werden sollte, wenn sie den Momenet lebendig und gesund wiederum zurück brächte.

Das flüchtige Kammermädchen gieng nunmehr zu dem Beichtvater der Aebtißin, um sich die versprochene Belohnung zu hohlen, die er ihr auch, ob er gleich sonst das Geben nicht liebte, mit dem größten Vergnügen auszahlte. Doch war seine Freude nicht von langer Dauer. Denn die Aergerniß und das Mißvergnügen, welches der Aeb-

tißin durch diesen Streich war verursacht worden, stürzte diese Dame gar bald ins Grab, und beraubte den Herrn Pater seiner besten und liebsten Beichttochter.

Das Kammermädchen eilte mit der erhaltenen Belohnung zu ihrem geliebten Abbé, um ihm den versprochnen Antheil zu überbringen, und als dieses theologische Stutzerchen das Schicksal seiner Freundinn erfuhr, that er ihr den Vorschlag, daß sie bey ihm bleiben und mit ihm in Gesellschaft des vierfüßigen Meßmers auf Reisen gehen sollte. Dieser Vorschlag wurde von ihr mit Vergnügen angenommen. Der Abbé legte seine theologische Uniform ab, die er mit einer medicinischen vertauschte, trat gleich den folgenden Tag in Gesellschaft seiner beyden Reisegefährten seine neue Wanderung an, und wurde in der nächsten Herberge von seiner Freundin, ohne Disputation und andere Weitläuftigkeiten, zum Doctor der Arzneukunst erklärt. Er lernte auch gar bald von seinem vierfüßigen Reisegefährten das Magnetisiren und Desorganisiren, obgleich viele, die nicht nur vom Abbé, sondern auch

vom Momenet magnetisirt worden sind, versichern, daß der vierfüßige Magnetiseur den zweyfüßigen weit übertroffen habe.

Momenet spürte nun wohl einen grossen Unterschied zwischen seinem jetzigen und ehemaligen Zustande. Denn anstatt des fürstlichen Lagers, auf welchem er bey seiner Aebtißin sonst täglich ruhte, mußte er oft, wie seine Reisegefährten, sich eine schlechte Streu gefallen lassen, und anstatt der Leckerbißen, womit man ihn im Kloster zu mästen pflegte, bekam er nicht selten sehr schlechte und kaum eßbare Speisen. Doch hatte er übrigens keine Noth und wurde auch sehr oft von denjenigen Personen, die er magnetisiren mußte, sehr herrlich bewirthet. Die öftere Veränderung seines Aufenthalts machte ihm manches Vergnügen, und die Bewegung in freyer Luft, die er im Kloster nur selten haben konnte, war seiner natürlichen Neigung sehr gemäß, und auch seiner Gesundheit sehr zuträglich.

Als der Abbé nun auf seinen Wanderungen viel Geld erworben, seine Freundin aber im Wochenbette eingebüßt hatte, sehnte er sich wiederum nach einer ruhigen Lebens-

art in seinem Vaterlande. Momenet wurde also von ihm einem französischen Generale gegen eine große Summe überlassen. Der General schenkte ihn einer Prinzeßin, die ihn bey seiner Gemalin gesehen und bewundert hatte. Nunmehr genoß Momenet also wiederum das Vergnügen, ein Gesellschafter vornehmer Damen zu seyn, und von sanften Händen gestreichelt zu werden, obgleich seine jetzige Besitzerin ihn nicht so oft, als die Aebtißin um sich hatte, weil sie in Paris lebte, wo sie noch mit einer Menge von Affen andrer Art umgeben war, und sich also nicht blos, aus Mangel an andrer Gesellschaft, auf ihren vierfüßigen Liebling einschränken durfte.

Momenet verlebte in Paris noch eine lange Reihe vergnügter Jahre und starb endlich sanft und lebenssatt an den natürlichen Schwachheiten des Alters. Er wurde auf einer kleinen Insel in dem Thiergarten der Prinzeßin begraben, die ihn von einem geschickten Künstler in weißen Marmor aushauen, und diese Bildsäule über sein Grab setzen ließ.

Man sagt, daß Momenets Beyspiel, der sich mit seinen Reisegefährten, ohne den Kopf im geringsten anzustrengen, blos durch den Gebrauch der Vorderfüße, so glückliche Tage verschaft hatte, viele junge Franzosen und einige Personen aus den benachbarten Ländern angereitzt habe, sich mit Eifer auf die nahrhafte Kunst zu magnetisiren und desorganisiren zu legen; und daß man darinnen den Grund von der jetzigen großen Menge magnetisirender Aefchen suchen müße.

Biographie
einer
Hamburger Gans.

„Biographie einer Gans?" — Nicht anders, gestrenger Herr Aristarch, Biographie einer Gans! Doch gedulden Sie sich nur ein wenig; ehestens soll auch die Reihe an Ihre Biographie kommen; ich halte es nur für billig, das Nöthigere dem weniger Nöthigen, das Nützlichere dem minder Nützlichen vorzuziehen, und mich überhaupt in der Ordnung meiner Biographien, wenn es möglich ist, nicht nach der Größe oder nach den Kleidern und Titeln, sondern nach dem innern Werthe zu richten. Denn ich hoffe doch nicht, mein Herr Aristarch, daß Sie so wenig Selbsterkenntniß haben, und Ihre Eigenliebe sich so sehr verblenden lassen werden, die Classe von Geschöpfen, worunter Sie selbst gehören, derjenigen Classe, zu welcher die

Heldin meiner Biographie gehört, schlechterdings vorzuziehen? Lassen Sie uns doch einmal eine Vergleichung zwischen den Kunstrichtern von Ihrem Schlage und denjenigen Geschöpfen, die Sie mit so verächtlichen Augen ansehen, ohne Partheylichkeit anstellen! Was das Schnattern betrift, so wird der Unterschied zwischen beyden wohl nicht merklich seyn, ausgenommen der Umstand, daß durch das Schnattern der Gänse weniger Verdruß und Unheil, als durch das Schnattern der Kunstrichter verursacht wird. In Ansehung der übrigen Eigenschaft aber wird sich gar bald eine große Ungleichheit zum Nachtheil der Herren Kunstrichter zeigen. Die Gänse beleidigen weder Menschen noch Thiere, sondern verschaffen uns vielmehr ein sehr weiches Lager und tausend andre Bequemlichkeiten. Die Kunstrichter hingegen, die Ihnen, mein Herr Aristarch, ähnlich sind, beleidigen, wenn es ihr Vortheil erfordert, alle Welt, und rauben ihren Nebenmenschen Brodt, Ehre und andre Vortheile. Die Gänse retteten einst, wie bekannt, das Capitolium in Rom, das ohne ihre Wachsamkeit, trotz der großen Men-

ge bewaffneter Männer, die es vertheidigen sollten, vom Feinde wäre überstiegen worden. Kann man wohl ein einziges Beyspiel aus der Geschichte anführen, daß nur einmal ein Gänsestall gegen einen feindlichen Ueberfall von Kunstrichtern geschützt worden sey? Was für eine schmackhafte Speise ist nicht der gebratne Schinken einer Gans! Würde nicht aber der fetteste und von einem französischen Koche gebratene Schinken eines Kunstrichters für jeden Europäer, ja selbst für den Hottentotten, eine abscheulich eckelhafte Speise seyn? Lieferte wohl ein Kunstrichter, oder eine Gans die Werkzeuge, womit Klopstock seinen unsterblichen Meßias geschrieben hat? Haben die alten Römer, die doch nach dem Zeugnisse aller alten und neuen Schriftsteller die vortreflichsten Kenner ächter Verdienste waren, wohl die Kunstrichter, oder die Gänse in besondern Ehren gehalten?

Aristoteles, Aelian, Plinius und andre claßische Schriftsteller — denn ich muß doch auch ein wenig Gelehrsamkeit zeigen! — geben diesen, nur von Nichtkennern wahrer Verdienste verachteten Geschöpfen, die größten

Lobsprüche. Aristoteles lobt sie insbesondre wegen ihrer Vorsichtigkeit, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit. Aelian erhebt sie nicht nur wegen ihrer Liebe zur Reinlichkeit, welche sie durch ihr häufiges Baden beweisen, sondern zieht sie auch in Ansehung ihrer Wachsamkeit sogar den Hunden vor, denen man doch gewiß nicht den untersten Rang unter unsern wachsamen und nützlichen Hausthieren einräumen kann. „Denn die Hunde, sagt dieser berühmte Schriftsteller, sind gleich zum Schweigen zu bringen, wenn man ihnen etwas eßbares vorlegt; die Gans hingegen schweigt nicht, wenn man ihr auch die angenehmste Speise vorsetzt, sondern läßt selbst mitten unterm Essen ihre Stimme hören.“

Plinius schreibt den Gänsen sogar eine besondre Weisheit zu, und vergißt auch nicht, ihre übrigen lobenswürdigen Eigenschaften anzuführen. Andre preisen ihre Tapferkeit, die sie selbst gegen den Adler beweisen sollen, und ihre besondre Dankbarkeit gegen diejenigen, von welchen sie Speise und Trank oder andre Wohlthaten erhalten haben. — Doch genug von den Vorzügen der ganzen Gattung,

wovon

wovon ich ein dickes Buch schreiben könnte, wenn es meiner gegenwärtigen Absicht gemäß wäre. Ich komme nunmehr zu den Verdiensten desjenigen Individuums, dem eigentlich diese Biographie gewidmet ist.

Dieses liebenswürdige Gänschen hat die berühmte Kayserl. freye Reichsstadt Hamburg zu ihrem Vaterlande, wo es im Jahre 1771 den ersten May früh Morgens um 8 Uhr das Licht der Welt erblickte. Kaum hatte es das mütterliche Ey verlassen, so suchte es sich schon durch Reinlichkeit und Nettigkeit vor allen seinen Geschwistern auszuzeichnen, die mit ihm an eben demselben Tage ausgekrochen waren; und ob es gleich niemals Gelegenheit hatte, sich einen so glänzenden Namen und ausgebreiteten Ruhm zu erwerben, wie seine glorreichen Vorfahren, so war es doch immer bemüht, durch sein ganzes Betragen zu zeigen, wie würdig es solcher Ahnen sey. Denn bald hätte ich es meinen Lesern zu sagen vergessen, daß unser Hamburger Gänschen von einer römischen Familie, und zwar von einem Paare jener berühmten Gänse, welche ehemals durch ihre Wachsamkeit das Capitolium zu Rom gerettet

rettet hatten und deswegen mit dem rühmlichen Titel der Erhalter des Römischen Staats beehrt worden waren, in gerader Linie abstammte. Ich hoffe, meine Leser werden insgesamt so höflich seyn, wider diese Genealogie nichts einzuwenden. Denn nicht aus Mangel an den hierzu nöthigen Nachrichten oder an genealogischer Herzhaftigkeit, sondern blos zur Vermeidung der Weitläuftigkeit übergehe ich den Beweis meiner Behauptung. Weil der Stammbaum, welchen ich alsdenn meinen Lesern vorlegen müßte, mehr Raum einnehmen würde, als die Stammbäume aller unsrer ältesten Familien im ganzen heil. Römischen Reiche zusammengenommen.

Die Mutter unsers niedlichen Gänschens unterließ nichts, was zur Bildung ihres lieben Töchterchens etwas beytragen konnte, ob sie gleich wegen der Menge ihrer Kinder, ihre mütterliche Sorgfalt sehr theilen mußte. Sie genoß auch gar bald das Vergnügen ihr Töchterchen durchgehends gelobt und vielen andern Gänschen vorgezogen zu sehen. Denn als sie einmal an einem schönen Tage, nebst vielen andern Gänsefamilien, auf einem Tei-

che mit ihren Kindern herumschwamm, fiel unter allen jungen Gänschen, welche das angenehme Wetter in großer Menge auf den Teich gelockt hatte, den vorbeygehenden kein einziges so sehr in die Augen, als dasjenige, zu deßen Biographen mich ein glückliches Ohngefehr gemacht hat. Ja eine junge Dame von Stande, die mit ihrer Gouvernante am Ufer des Teiches spazieren gieng, ließ nicht eher ab mit Bitten, als bis ihr die Gouvernante dieses artige Gänschen verschafte.

Der Vater dieser jungen Dame hatte einen sehr prächtigen Garten, in deßen Mitte sich ein kleiner See mit jungen und alten Schwanen befand, in deren Gesellschaft das Gänschen von nun an auferzogen wurde; und ob man gleich hätte vermuthen sollen, daß diese Gesellschaft keine dem Gänschen vortheilhafte Vergleichung veranlassen würde, so ereignete sich doch gerade das Gegentheil. Nicht nur die junge Dame, welcher das Gänschen zu Theil worden war, sondern auch erwachsene Kenner des Schwanen und Gänsegeschlechts zogen das junge Gänschen in vielen Stücken den jungen Schwanen

weit vor. Das erregte nun freylich, wie man sich leicht vorstellen wird, den Neid der letztern, die sich auf ihren langen Hals nicht wenig einbildeten, und es gar nicht begreifen konnten, wie es möglich sey, an einem Geschöpfe mit einem kürzern Halse so großen Wohlgefallen zu finden, und es sogar den langhälsigen weit vorzuziehen. So lange sie diese neidische Gesinnungen nur durch Mienen und Töne zu verstehen gaben, wurde von der Besitzerin des Gänschens nicht sehr darauf geachtet. Als aber ein junger Schwan, der an Alter das Gänschen weit übertraf, die Unverschämtheit und Unbilligkeit hatte, das unschuldige Geschöpf, von dem er nicht einmal mit einer Miene war beleidiget worden, in Beysenn des jungen Fräuleins, dem es angehörte, sowohl mit dem Schnabel als auch mit den Flügeln anzufallen, um es, wo möglich, zu einem Krüppel zu machen, und es dadurch wenigstens derjenigen Lobsprüche zu berauben, die man ihm seiner schönen Gestalt wegen gab; so erzürnte sich die junge Dame, die sonst nicht zum Zorn geneigt war, über die Bosheit und Unart des nei-

dischen

dischen Schwans dergestalt, daß sie nicht nur unverzüglich einen Hund auf ihn hetzen und dadurch ihr Lieblingsgänschen gegen seine Beleidigungen schützen ließ, sondern es auch bey ihren Aeltern dahin brachte, daß der bösartige Schwan aus diesem angenehmen Orte verwiesen wurde. Diese exemplarische Strafe schreckte die andern Schwäne zwar nicht von ihren neidischen Gesinnungen aber doch von ähnlichen Ausbrüchen derselben ab, welche auch ohnedieß durch die Wachsamkeit der jungen Dame und derjenigen Personen, denen sie ihr Gänschen nachdrücklich empfohlen hatte, verhindert wurden.

Das Gänschen genoß also bey seiner neuen Herrschaft in der That alle Arten von Glück und Bequemlichkeit. Es wurde täglich mit den besten und schmackhaftesten Speisen von dem Fräulein selbst versorgt, und hatte eine so schöne und gesunde Wohnung, als wohl kaum die berühmten Gänse der alten Römer in dem Tempel der Juno gehabt haben. Es konnte den Tag über nicht nur in dem weitläuftigen Hofe, sondern auch in dem schon oben gerühmten herrlichen Garten über-

all

all frey herumgehen und wurde gegen ihre Feinde und Neider, wie ich bereits gemeldet habe, mächtiglich geschützt. Unter diesen glücklichen Umständen wuchs das Gänschen bald heran und ward zur Gans. Doch auch als Gans blieb es immer noch der Lieblingsvogel der jungen Dame, welche die mit dem vermehrten Alter auch vermehrten Bedürfniße ihres Gänschens nicht unbemerkt ließ, und daher bey Zeiten für einen schönen Gänserich besorgt war, der gar bald seine Geliebte in den Stand setzte, eine ziemliche Menge fruchtbarer Eyer zu legen, und eine Mutter vieler niedlichen Gänschen zu werden, die von ihr insgesamt mit der größten Sorgfalt, die nur einem Gänsemütterchen möglich ist, erzogen wurden. Diese ihre Glückseligkeit würde auch gewiß so lange, als sie dieselbe hätte genießen können, ununterbrochen fortgedauert haben, und die gute Gans keines andern, als eines natürlichen Todes und in einem solchen Alter, in welchem wohl heut zu Tage nicht leicht eine zahme Gans stirbt, gestorben seyn, wenn nicht plötzlich das mörderische Gift der Blattern die liebenswürdige

Besitzerin der Gans in der schönsten Blüthe ihrer Jugend weggerafft hätte. Die Gouvernante, welche mit ihrem jungen Fräulein die Sorge für die geliebte Gans, die sie selbst sehr gut leiden konnte, aus eignem Antriebe getheilt hatte, wurde nunmehr abgedankt, und also verlohr die arme Gans durch den Tod des Fräuleins auf einmal ihre zwey vornehmsten Wohlthäterinnen. Beynahe hätte sie auch an demselben Tage, da die Gouvernante abzog, schon ihr Leben verlohren, und wäre also dadurch des Ruhms beraubt worden, den sie sich bald darauf zu erwerben Gelegenheit hatte. Denn bey dem Ueberfluß von den herrlichsten und nahrhaftesten Speisen, womit sie ihre Wohlthäterin beständig versorgt hatte, war sie sehr fett geworden, und daher hielt es die Köchin dieser Herrschaft für das beste, sie abzuschlachten. Zum Glück aber legte der Candidat, welcher das verstorbene Fräulein im Christenthum unterrichtet hatte, eine Vorbitte für den Lieblingsvogel seiner ehemaligen Schülerin ein, und bat sich denselben als ein Andenken aus. Seine Bitte wurde ihm von

der

der Herrschaft auch gewährt, jedoch unter der Bedingung, daß er für die vier Stunden des letzten Monats, vor dessen Endigung das Fräulein gestorben war, keine besondere Bezahlung verlangen wollte. Der arme Informator ließ sich diese Bedingung sehr gern gefallen, und nahm sein liebes Gänschen mit sich in das fünfte Stockwerk, wo er ein kleines Dachstübchen bewohnte.

Die neue Wohnung der Gans war nun freylich wohl nicht mit ihrer vorigen zu vergleichen. Denn da der Candidat einen so großen Vogel nicht in seiner Stube haben konnte, weil dieses der Hausbesitzer nicht gelitten hätte; so konnte er seinem lieben Gänschen keinen andern Platz zur Wohnung anweisen, als die neben seinem Stübchen befindliche Bodenkammer, der es aber weder an gesunder Luft, noch an hinlänglichem Lichte fehlte. In den Speisen merkte die Gans zwar auch einen Unterschied, doch nur in Ansehung der Kostbarkeit und Mannigfaltigkeit derselben; denn sie bekam immer noch mehr, als sie verzehren konnte, weil ihr neuer Besitzer viel lieber selbst hungerte, als daß er

seine Gans hungern ließ, die sich in der That auch gar bald für seine Wohlthaten sehr dankbar erwieß, und ihn durch ihre angestammte Wachsamkeit vor einem überaus großen Verluste, der ihn gewiß an den Bettelstab gebracht haben würde, glücklich rettete.

Um aber meinen Lesern etwas verständlicher zu werden, muß ich wohl eine kleine Nachricht von der Lebensart und den Vermögensumständen dieses jungen Gelehrten vorausschicken. Er hieß Philalethes und wurde unter den damals in Hamburg lebenden Candidaten des heil. Predigtamts für einen der geschicktesten gehalten. Da er aber das geringe Vermögen, welches ihm von seinem seligen Vater, einem armen Professor der Philosophie, war hinterlaßen worden, auf der Universität zugesetzt hatte; so bestunden jetzt seine ganzen Einkünfte bloß in demjenigen Gelde, was er sich mit Informiren verdiente. Allein weil er nicht im Tanzen und andern dergleichen wichtigen Dingen, die in der galanten Welt mit wichtigem Golde bezahlt werden, sondern nur im Christenthume, in der Geschichte, in alten Sprachen, in der Moral,

und in andern solchen Dingen, die blos zur Bildung des Verstandes, aber nicht zur Uebung der Füße gehören, die doch nach den Grundsätzen der jetzigen feinen Welt dem Verstande weit vorzuziehen sind, Unterricht ertheilen konnte; so war es ganz natürlich, daß er für sehr viele Arbeit mit sehr wenigem Gelde zufrieden seyn und dabey noch Gott danken mußte, daß es hin und wieder Leute gab, die seine viele Arbeit für ihr geringes Geld annahmen. Diese seine außerordentlich magern Einkünfte, welche nicht mehr zureichen wollten, die nothwendigsten Bedürfniße, deren Anzahl doch bey ihm überaus klein war, zu bestreiten, veranlaßten bey ihm allerhand Speculationen zu einer erlaubten Vermehrung derselben. — Denn zu andern Arten einer Vermehrung, wie sie in Hamburg damals sehr gewöhnlich und einem jungen, mit gesunden Säften versehenen Menschen sehr leicht waren, wollte sich seine Moral niemals verstehen. — Fast alle seine Speculationen aber hatten den Fehler, welchen die meisten Speculationen und Projekte zu haben pflegen, daß sie nicht ausführbar waren. Endlich gab ihm

ihm ein glücklicher Zufall ein ausführbares Mittel an die Hand, worauf sein Speculationsgeist nicht gefallen war. Nemlich einer seiner Bekannten, der eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in Dänemark angenommen hatte, kam zu ihm, um Abschied zu nehmen, und ihn zugleich um einige Bücher zu bitten, die er zur Verwaltung seiner neuen Hofmeisterstelle nothwendig brauchte, aber sie aus Mangel an Gelde nicht kaufen konnte. Er bat daher seinem Freunde einen Tausch an, und versprach ihm für diese Bücher einige sehr schöne Tauben, die er alle paarweise hatte. Zugleich versicherte er ihn, daß ihm seine Tauben weit mehr, als das Informiren eingetragen, und daß ihn diese kleinen gefliegelten Thiere weit weniger geärgert hätten, als die grössern ungefliegelten Geschöpfe, deren Bildung ihm anvertraut gewesen war.

Dem Philalethes kam es anfänglich etwas unanständig vor, daß ein Gelehrter sich mit dem Taubenhandel abgeben, und sogar sein Brodt damit verdienen sollte. Als er aber die Sache genauer überlegte, und unter andern an den Umstand gedachte, daß ja oft

die vornehmsten adelichen Herrschaften auf dem Lande kein Bedenken tragen, diejenigen Tauben, die sie nicht selbst in ihrer Haushaltung nöthig haben, entweder zu verkaufen oder gegen andre zu vertauschen; so ließ er gar bald dieses Vorurtheil fahren und nahm den Tausch seines Freundes willig an, der ihm auch einen Menschen empfahl, durch dessen Hülfe er seine Tauben ins Geld setzen und wieder andre schöne Tauben für einen billigen Preis bekommen konnte. Philalethes bereute es auch niemals, daß er den Rath seines Freundes befolgt hatte. Denn seine Tauben machten ihm nicht nur tausendfaches Vergnügen, das ihm die beschwerliche Verwaltung seines schlechtbezahlten Lehramtes sehr versüßte, sondern sie verbesserten auch seine Finanzen dergestalt, daß er sein schon längst aus Noth eingestelltes Abendessen glücklich wieder herstellen konnte. Der Boden, welchen er bewohnte, schickte sich sehr gut zur Errichtung eines Taubenschlages, und weil er seinem Wirthe einen besondern, nicht unbeträchtlichen Zins dafür anbot, auch manchmal seiner Frau Wirthin ein Paar junge fette Tauben

in die Küche schickte, so konnte er seine kleine Taubencolonie in kurzer Zeit, ohne von jemand daran gehindert zu werden, sehr ansehnlich vermehren. Denn alle Pfennige, die er nur ersparen konnte, wandte er auf seinen Taubenschlag, und da er von einem Bruder, welcher nicht weit von Hamburg eine Pfarre auf dem Lande hatte, das Futter umsonst bekam, so wurde es ihm gar nicht schwer, seine Tauben zu unterhalten, deren Anzahl in kurzer Zeit sehr zunahm, und als er die Gans erhielt, schon sehr beträchtlich war.

Meine Leser und Leserinnen werden es also leicht überrechnen können, daß der Verlust für ihn keine Kleinigkeit gewesen seyn würde, wenn er so unglücklich hätte seyn sollen, alle seine Tauben einzubüßen. Denn sein ganzes Vermögen bestund in seinen Büchern und in seinen Tauben. Von den letztern hatte er nicht nur eine sehr ansehnliche Menge, sondern auch viele seltne und überaus schön gezeichnete Paare, die ihm von den Taubenliebhabern in Hamburg oft sehr theuer bezahlt wurden. Beynahe aber wäre er in einer einzigen Nacht um alle seine schöne Tauben, und

also um den größten Theil seines Vermögens gekommen, wenn er nicht ein so wachsames Gänschen in seiner und seiner Tauben Nachbarschaft gehabt hätte.

Eine von denjenigen Familien, deren Kinder er für das halbe Geld unterrichtete, hatte ihn einmal zu einiger Schadloshaltung auf ein kleines Abendessen eingeladen, und ihm unter andern auch ein Paar Gläser Franzwein vorgesetzt. Weil er aber nur selten Wein zu trinken bekam, so hatte dieser, obgleich sehr mäßig genossene Traubensaft ihn so schläfrig gemacht, daß er sich, als er nach Hause gekommen war, sogleich zu Bette legte, ohne nach seinem Taubenschlage zu sehen, und die Eingänge zu demselben, wie er sonst alle Abende zu thun pflegte, gehörig zu verschliessen. Ein listiger Marder, der schon seit langer Zeit alle Nächte den Taubenschlag fleißig recognoscirt hatte, machte sich diese Vergeßlichkeit des guten Philalethes zu Nutze, der ganz sorgenlos schlief, und würde gewiß eine erschreckliche Niederlage unter den unschuldigen Geschöpfen angerichtet haben, wenn nicht die wachsame Gans den nächtlichen Räuber sogleich bey

seiner Ankunft auf dem Boden gemerkt und durch ihr überaus lautes, mit einer heftigen Bewegung der Flügel verbundnes Geschrey nicht nur ihren Herrn und Wohlthäter aus seinem tiefen Schlafe geweckt, sondern auch die Tauben selbst von der ihnen bevorstehenden Gefahr benachrichtiget hätte. Die Tauben suchten sich also durch die Flucht zu retten, und Philalethes, der gleich aus dem Bette heraussprang und seinen Tauben zu Hülfe eilte, war so glücklich, den räuberischen Marder auf immer der Fähigkeit zu ähnlichen Versuchen zu berauben.

Nun stieg, wie meine Leser und Leserinnen wohl auch ohne meine Erinnerung schon von selbst vermuthen werden, die Liebe des Candidaten zu seiner Gans auf einen noch höhern Grad, da er sah, was für wichtige Vortheile er ihr zu danken hatte. Es war ihm zwar, als einem Kenner und fleißigen Leser der claßischen Schriftsteller, nicht unbekannt, wie groß die Achtung der alten Römer gegen die Gänse gewesen und wodurch diese außerordentliche Achtung entstanden war; allein er glaubte doch vorher beständig, daß

hier eben so, wie in den meisten übrigen Erzählungen des Alterthums, eine große Uebertreibung statt haben und der den Römern von den Gänsen geleistete Dienst so beträchtlich nicht gewesen seyn würde. Nachdem er aber aus eigner Erfahrung die Wachsamkeit und Nützlichkeit dieser Geschöpfe kennen gelernt hatte, verschwanden nicht nur auf einmal alle seine Zweifel gegen die großen Verdienste jener geflügelten Erretter des Capitols, sondern er beschuldigte nunmehr auch die übrigen Völker, welche die alten Römer in diesem Stücke nicht nachgeahmt hatten, eines großen Undanks und einer unrichtigen Beurtheilung wahrer Verdienste. Zugleich beschloß er, seine verdienstvolle Gans, die nicht lange nach ihrer ersten rühmlichen That noch zwey andre Proben von ihrer großen Wachsamkeit und Brauchbarkeit ablegte, bis an ihr Ende bey sich zu behalten, und niemals zu verstatten, daß ein mörderisches Küchenmesser ihren Lebensfaden vor der, von der Natur ihr bestimmten Zeit zerschneiden dürfe. Die zwey übrigen jetzt erwähnten Proben ihrer Wachsamkeit aber bestunden darinnen, daß sie auf eben

die Art, wie sie den kleinen vierfüßigen Räuber entdeckt hatte, auch ein Paar größere zweyfüßige Räuber verrieth, wovon der erste die vollen Kasten des Hauswirths ausleeren, der zweyte aber den durch seine Abreise leer gewordenen Platz im Bette seiner Frau ausfüllen wollte.

So fest und unveränderlich unterdessen der Entschluß des Candidaten auch zu seyn schien; so wurde er doch durch die Grausamkeit des Schicksals wider seinen Willen ganz vereitelt. Miswachs und Kornjuden veranlaßten nach einiger Zeit in der dasigen Gegend, so wie in ganz Deutschland, eine sehr große Theurung. Diese Theurung und die dadurch verursachten schlechten Zeiten hatten auf die beyden Nahrungszweige des ehrlichen Philalethes einen sehr nachtheiligen Einfluß. Verschiedne Familien, deren Kinder er im Christenthum unterrichtete, sahen sich wegen des vermehrten Getraidepreises genöthiget, auf eine Einschränkung ihrer Ausgaben bedacht zu seyn; und weil sie die Erziehung ihrer Kinder für dasjenige hielten, wobey am ersten eine Ersparniß angebracht werden könn-

te, und sie gleichwohl, (denn was würden die Leute hierzu gesagt haben?) nicht gern den Friseur oder Tanzmeister abdanken wollten; so erhielt gemeiniglich der Informator im Christenthum und in den übrigen Kenntnissen, welche zur Bildung des Herzens und zur Aufklärung des Verstandes dienen, seinen Abschied. Auf diese Art verlohr der ehrliche Philalethes die Hälfte seiner Informationen und von den übrigen, die er noch behielt, würde er ebenfalls den größten Theil eingebüßt haben, wenn er sich nicht entschlossen hätte, die Kinder derer, welche ihn ebenfalls abdanken wollten, um das halbe Geld zu informiren.

Mit seinem zweyten Nahrungszweige, der sonst bisher weit ergiebiger gewesen war, als der erste, giengs nunmehr eben so schlecht. Die zunehmende Theurung verminderte gar bald die Taubenliebhaberey, und die Veränderlichkeit der Mode trug zu dieser Verminderung auch das ihrige bey. Das Taubenfutter, welches Philalethes bisher nicht hatte bezahlen dürfen, mußte er nunmehr von fremden Leuten um einen hohen Preis kaufen; weil der Miswachs es seinem Bruder unmöglich

machte, ihn ferner damit zu versorgen. Seine Tauben kamen ihn also viel höher zu stehen, als sonst, und gleichwohl mußte er sie gemeiniglich weit wohlfeiler, als ehemals verkaufen. Seinem Gänschen ließ er niemals das geringste abgehen, und wenn es ihm an Gelde fehlte, so verkaufte er lieber das schönste Paar Tauben für ein Spottgeld, ehe er die Gans nur einen Augenblick hungern ließ. Seine Taubencolonie nahm daher in kurzer Zeit gewaltig ab, und er konnte es leicht überrechnen, daß seine Wirthschaft auf diese Art nicht lange mehr würde bestehen können. Er sehnte sich also jetzt mehr, als jemals, nach einer bestimmten Einnahme, wozu ihm auch einer seiner Gönner bald Hoffnung machte, der ihn dem Magistrate eines kleinen Städtchens, in welchem das Rectorat vacant geworden war, nachdrücklich empfahl. Der Magistrat, der sich nach seiner Aufführung und Geschicklichkeit genau erkundiget und von beyden die vortheilhaftesten Nachrichten erhalten hatte, war mit dieser Empfehlung auch sehr wohl zufrieden, und wünschte nur noch, daß Philalethes einen öffentlichen Beweiß

von seiner Gelehrsamkeit der Welt möchte vorgelegt haben. Philalethes, der wohl sah, daß man sich in die Zeiten schicken müßte, versprach diesem Mangel noch abzuhelfen, wenn man ihm nur einige Wochen zur Ausarbeitung einer solchen Schrift vergönnen wollte. Diese Zeit wurde ihm ohne Weigerung bewilliget und es wurde ihm noch überdieses versprochen, daß man mit Besetzung des Rectorats bis zur Vollendung seiner Arbeit, wenn er sie in der bestimmten Zeit zu Stande brächte, warten wollte.

Nun kehrte Philalethes eilfertig wieder auf sein Dachstübchen zurück, um die nöthigen Anstalten zu seiner Autorschaft zu machen; und um nicht lange auf ein Thema sinnen zu dürfen, nahm er sich so gleich vor, in seiner lateinischen Probeschrift von der gerechten Verehrung der alten Römer gegen die Gänse zu handeln; weil er auf diese Art immer Gelegenheit haben konnte, an seinen geflügelten Liebling zu denken. Da er in der lateinischen Sprache und in den Alterthümern nicht ungeübt war, so wurde er noch vor der bestimmten Zeit fertig.

Allein bald wäre der Druck so lange verzögert worden, daß er sein Rectorat darüber hätte einbüssen können. Denn als Philalethes die schon fertige Hälfte seines Manuscripts, die ziemlich ansehnlich war, in die Druckerey brachte, so verlangte der Drucker schlechterdings das Druckerlohn vorausbezahlt, und versicherte den Verfasser hoch und theuer, daß er nicht eher einen Buchstaben würde setzen lassen, bis Philalethes nicht wenigstens die Hälfte der Kosten baar bezahlt hätte; weil er nicht gesonnen wäre, sich länger von jungen Schriftstellern mißbrauchen zu lassen.

Philalethes, welcher sich diese Antwort nicht vermuthet und kaum noch einen halben Thaler baar Geld in seiner Kasse vorräthig hatte, lief in der Geschwindigkeit, um den Anfang des Drucks zu beschleunigen, zu einem wohlhabenden Kaufmanne, dessen jüngste beyden Kinder er unterrichtete, und ersuchte ihn um die Gefälligkeit, ihm die zum Druck seiner Schrift erforderliche Summe vorzuschießen, zugleich versprach er auch den größten Theil der gedruckten Exemplare ihm so lan-

ge zum Unterpfande zu lassen, bis er ihm die ganze Summe wieder bezahlt haben würde.

„Das ist ein elendes Unterpfand, worauf ich nicht einen Schilling vorschieße," war die Antwort des Kaufmanns, der schon manches Unterpfand unter Händen gehabt hatte, und sich daher auf dergleichen Dinge sehr gut verstand.

Diese Demüthigung gieng dem guten Candidaten sehr nahe; doch ließ er den Muth noch nicht sinken, sondern wiederhohlte seine Bitte bey einem andern wohlhabenden Manne, mit dem er in einer ähnlichen Verbindung stand, und erhielt von demselben zwar keine so unhöfliche, aber doch ebenfalls abschlägige Antwort. Nun wurde er gegen alle seine übrigen Bekannten mißtrauisch, und nahm sich daher vor, lieber alle seine Tauben um eine Kleinigkeit zu verkaufen, als sich ferner solchen demüthigenden Antworten auszusetzen. Gesagt, gethan. Die schönsten Tauben wurden für ein Spottgeld verschleudert, damit nur der Drucker befriediget werden und keine weitere

Ursache zur Verzögerung der Arbeit anführen konnte. Nun bekam er zwar einen Correktur-Bogen nach dem andern aus der Druckerey; aber mit diesen Bogen konnte er weder sich noch sein Gänschen sättigen, und gleichwohl mußte er noch den letzten Abschnitt seiner Abhandlung ausarbeiten, welches sich doch bey einem ganz leeren Magen nicht gut thun ließ. Seine Informationen hatte er diesen Monat, um die Arbeit zu der bestimmten Zeit zu Stande zu bringen, meistentheils ausgesetzt, und daher, weil er monatlich bezahlt wurde, auch kein Geld beym Schluß des Monats zu hoffen. Die Tauben waren alle verkauft bis auf ein einziges Paar, welches die Aufwärterin für ihn selbst schlachtete.

Als nun aber auch dieses in vier Mahlzeiten von ihm aufgezehrt war, und die Aufwärterin, die schon allerhand Kleinigkeiten für ihn und seine Gans ausgelegt hatte, sich nicht weiter zu helfen wußte, so nahm sie ihre Zuflucht zu einer kleinen List. Sie gab nemlich vor, daß sie bey der Gans allerhand Zufälle seit etlichen Tagen bemerkt

hätte

hätte, die wahrscheinlicher Weise von dem so lange unterlassenen Baden herkämen und ihn in kurzer Zeit, wenn nicht die nöthigen Hülfsmittel gebraucht würden, um seinen gefiederten Liebling bringen könnten. Sie that ihm daher den Vorschlag, daß sie die Gans zu einer ihrer Schwestern, deren Geschicklichkeit in Heilung der Gänsekrankheiten von ihr sehr gerühmt wurde, tragen wollte, und machte ihm auch zu einer baldigen Besserung derselben Hofnung. Philalethes ließ sich diesen Vorschlag gefallen, da er jetzt mit zu viel Arbeit überhäuft war, um selbst für die Wartung der vermeinten Patientin hinlängliche Sorge tragen zu können. Doch ermahnte er seine Aufwärterin nachdrücklich, ihrer Schwester ja eine gewissenhafte Wartung der Gans einzuschärfen, und versprach selbst sein bestes Buch zu verkaufen, um die zu ihrer Wiederherstellung nöthigen Unkosten zu bestreiten.

Die Aufwärterinn nahm nunmehr die überaus fett gewordene Gans, und trug sie — nicht zu ihrer Schwester, sondern in ihre Küche, schlachtete sie und machte

etliche Mahlzeiten für den schon Mangelleidenden Philalethes daraus, der sich überhaupt von dem Fleische und Fette dieser Gans über eine ganze Woche ernährte und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine gelehrte Arbeit völlig zu Stande zu bringen. Da er nicht den geringsten Argwohn gegen seine Aufwärterin hatte, sondern sich einbildete, daß sie diese Mahlzeiten, wie sie schon in den letzten Wochen mehrmal hatte thun müssen, bey einem Speisewirthe auf Credit genommen hätte, so aß er mit dem größten Appetit und versicherte, daß ihm seit langer Zeit nichts so gut geschmeckt hätte.

Nun wanderte er mit seiner gelehrten in Goldpapier eingebundenen, mit dem Schattenrisse seiner von jenen Errettern des Capitols abstammenden Gans gezierten, und dem regierenden Burgermeister desjenigen Städtchens, wo er Rector werden wollte, in einer sapphischen Ode zugeeigneten Abhandlung eiligst fort, überreichte einem jeden Mitgliede des Magistrats ein auf Schreibpapier gedrucktes Exemplar, und fand mit seiner Abhandlung so viel Beyfall, daß

er gleich den folgenden Tag einstimmig zum Rector der dasigen Schule erwählt wurde.

Mit der Vocation in der Tasche gieng er nunmehr freudig wieder zum Thore hinaus, um seine Sachen in Hamburg abzuholen und von seinen dasigen Freunden Abschied zu nehmen. Seine erste Frage, als er in seine Stube trat, betraf die Gans, für welche er schon in seiner neuen Rector-Wohnung einen recht bequemen Platz ausgesucht hatte. Die Aufwärterin erschrack über diese Frage, die sie nicht sogleich vermuthet hatte, und verrieth dadurch ihre Verlegenheit. Sie gab ihm zwar anfänglich zur Antwort, daß sie sich erst selbst darnach erkundigen wollte; weil er aber die Wohnung ihrer Schwester zu wissen verlangte, um ihr diese Mühe zu ersparen, so hielt sie es nicht für rathsam, ihm die Wahrheit länger zu verschweigen. Allein wie heftig war das Schrecken des guten Philalethes, als er nicht nur den Tod seiner Gans, sondern auch diesen Umstand

erfuhr, daß er sie selbst verzehrt hätte! Ich glaube nicht, daß Thyestes bestürzter gewesen ist, als er es erfahren hatte, daß die vom Atreus ihm vorgesetzte Mahlzeit das Fleisch seiner eignen Söhne gewesen war. Umsonst stellte ihm die Aufwärterin ihre gute Absicht nebst der Nothwendigkeit dieses Opfers vor; er blieb untröstlich, und hielt das Verfahren der Aufwärterin für höchst grausam und unverzeihlich.

Diese außerordentliche Betrübniß machte, daß er das Einpacken, Abschiednehmen und Abreisen einige Tage ganz vergaß, ob er gleich versprochen hatte, sein Rectorat noch vor Endigung derselben Woche anzutreten. Er gieng mit niedergeschlagenem Kopfe herum, floh alle Gesellschaft und suchte blos die Einsamkeit. Doch endlich ward er durch diejenige, die am besten dergleichen Krankheiten heilen kann, durch die Zeit von seiner Schwermuth glücklich geheilt. Er fand nunmehr nach einer wiederholten Ueberlegung, daß die Aufwärterin nicht so ungerecht und strafwürdig gehan-

delt hätte, als es ihm anfänglich vorgekommen war. Er sah auch die Schwierigkeit ein, mit der er würde zu kämpfen gehabt haben, wenn er sich in der Woche, wo ihn das Fleisch und das Fett seiner Gans erhalten hatte, nicht nur selbst hätte ernähren, sondern auch für Gänsefutter sorgen sollen. „Und was würdest du nun, sagte er endlich zu sich selbst, angefangen haben, wenn du eine ganze Woche ohne Speise hättest zubringen sollen, und nicht im Stande gewesen wärest, die gelehrte Abhandlung zu vollenden? Würdest du wohl jetzt Rector seyn und eine Aussicht in glücklichere und sorgenlosere Tage geniessen?"

Diese Betrachtungen stellten die Ruhe seines Gemüths glücklich wieder her, wozu auch die Nachricht viel beytrug, daß der Ort seines künftigen Aufenthalts keinen Mangel an artigen Gänschen jeder Art hätte. Er packte nunmehr getrost ein, nahm Abschied und verließ Hamburg, um sein neues Lehramt anzutreten. Sobald er sich gehörig eingerichtet hatte, legte er sich nicht

nur ein geflügeltes, sondern auch ein ungeflügeltes Gänschen zu, und beyde versorgten ihn nach vollbrachter Zeit wiederum mit jungen Gänschen.

Nun, mein Herr Aristarch, verdient eine solche Gans, wie die jetzt beschriebene, keine Biographie? Sie nützte nicht nur in ihrem Leben durch ihre Wachsamkeit und übrigen guten Eigenschaften, sondern auch nach ihrem Tode auf mancherley Art. Ihr Fleisch und Fett verschaften einem jungen Gelehrten die zur Vollendung einer wichtigen Abhandlung nöthigen Kräfte. Aus ihren weichen Federn erhielt er ein sehr warmes Bauchbette, und was könnte ich von dem mannigfaltigen Nutzen sagen, welcher durch die großen Federn gestiftet wurde, die ihre Flügel lieferten? Mit einer dieser Federn unterschrieb der große Friedrich den erwünschten Frieden, welcher dem letztern Bayerischen Kriege sobald ein Ende machte. Mit einer andern schrieb Wieland seinen Oberon; einer dritten haben wir ein wichtiges Werk von Eulern zu danken und

einer vierten bediente sich Kästner, um bald eine tiefsinnige Demonstration, bald ein witziges Epigramm damit aufzuzeichnen. Giebt es wohl unter den so hochgepriesenen vornehmen und hochgelahrten Männern viele, von denen man nur halb so viel Nützliches mit Wahrheit sagen könnte, als ich von meiner Hamburger Gans angeführt habe?

Biographie
eines
weißen Sperlings.

Dasjenige Geschlecht von Geschöpfen, worunter der Gegenstand dieser Biographie gehört, hat eben das Schicksal, welches so viele andre nützliche Geschöpfe haben, daß man es ohne hinlänglichen Grund verachtet, und sogar heftig verfolget. Lerchen, sie mögen noch so mager seyn, besonders wenn sie die Leipziger Gegend zum Vaterlande, oder den Titel Leipziger Lerchen haben, werden mit schwerem Gelde bezahlt; hingegen für junge Sperlinge, wenn sie auch noch so fett sind, will niemand gern einige Pfennige geben, ob sie gleich gebraten von allen denen, die sie entweder ohne Vorurtheil kosten, oder nicht wissen, daß sie Sperlinge essen, mit dem größten

Appetit verzehrt werden. Giebt man ja einmal Geld für Sperlinge aus, so geschieht es blos in der Absicht, um diejenigen, welche diese unschuldige Geschöpfe verfolgen, für ihre Bemühung zu belohnen, und ihren Verfolgungsgeist noch mehr anzufeuern. Und was ist die Ursache von dieser Verfolgung, wozu in einigen Ländern Jung und Alt aufgeboten wird? Nichts als Geiz, Mißgunst und Ungerechtigkeit. Diejenigen, welche schon für eine Tonne Goldes Landgüter haben, möchten ihre Besitzungen gern in kurzer Zeit bis auf zwey Tonnen Goldes vermehren, und mißgönnen daher den armen Sperlingen die wenigen Körner, die sie auf den Feldern und an den Scheunen mit der größten Lebensgefahr auflesen, ohne daran zu denken, daß derjenige, welcher die Sperlinge so gut, als die Rittergutsbesitzer geschaffen hat, nicht nur für diese, sondern auch für jene das Getraide wachsen läßt, dessen Genuß die armen Vögel auch durch ihren Fleiß und durch den ausgebreiteten Nutzen, welchen sie den Menschen verschaffen, reichlich verdienen.

Diejenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Handlungen dieser verfolgten Geschöpfe sorgfältig und ohne Vorurtheil zu beobachten, haben allezeit gefunden, daß es unter den geflügelten und ungeflügelten Raupenjägern keinen einzigen giebt, der mehr Geschicklichkeit zur Vertilgung der Raupen besitzt, und mehr Fleiß in Ausrottung derselben beweiset, als ein muntrer, erwachsener Sperling, der sonderlich auf den hohen Kirschbäumen, wohin die Hand des Gärtners nicht allezeit kommen kann, und zwar selbst zwischen den Blättern der Blüthen diese gefährlichen Feinde des Obstes mit der größten Vorsichtigkeit aufsucht und sie entweder selbst verzehrt oder seinen Jungen überbringt. Kann man es also wohl billiger Weise für einen, mit dem Tode zu bestrafenden Diebstahl halten, wenn der durch das fleißige Raupensuchen durstig gewordene Sperling seinen Durst durch den Saft einer reifen Kirsche zu stillen, und seinen mit ungesunden Raupen angefüllten Magen wiederum durch einige gesundere Waitzenkörner zu stärken sucht?

Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden; folglich noch viel weniger dem Sperlinge, der dich von den Raupen und anderm schädlichen Ungeziefer befreyt, aus übertriebener Mißgunst das Leben nehmen.

Einige machen es sogar den armen Sperlingen zu einem Verbrechen, daß sie von sehr verliebtem Temperamente sind, und bedenken dabey nicht, daß die armen Geschöpfe sich dieses Temperament ja nicht selbst gegeben haben. Und sind nicht diejenigen, von denen man diesen Vorwurf am öftern hört, gemeiniglich in dem Falle, daß sie gern eben so verliebt, und noch verliebter, als der verliebteste Spatz seyn möchten, wenn sie es nur seyn könnten?

Ich hoffe also, daß diejenigen von meinen Lesern und Leserinnen, die sich durch die herrschenden Vorurtheile zu einer schlechten Meynung von den armen Spatzen haben verleiten lassen, dieselbe nicht länger vertheidigen, und mir also deswegen keinen Vorwurf machen werden, daß ich der Biograph eines solchen Vogels geworden bin,

zumal

zumal da er nicht unter die gemeinen und grauen, sondern unter die seltnen weißen Spatzen gehört. Denn was selten ist, kann doch nicht schlecht und unwichtig seyn. Warum würden sonst große Bücherkenner, Münzliebhaber und Naturaliensammler Sachen, die nicht den geringsten Nutzen, nicht das geringste Ansehen haben, oft so außerordentlich theuer einkaufen?

Doch weg mit allem, was einem Vorberichte ähnlich sieht. Ich eile zur Biographie meines merkwürdigen Spatzes, mit dessen Genealogie ich wohl natürlicher Weise den Anfang machen muß.

Es war einmal ein Mann, der hieß Catullus, und lebte vor ohngefehr achtzehn hundert Jahren in Italien. Er war ein großer Poet, wie den meisten meiner Leser schon bekannt seyn muß, und überaus verliebt, wie schon jedermann vermuthen wird, der ihn einen Dichter nennen hört. Unter der ansehnlichen Menge von Mädchen, die er liebte, und die ihn wieder liebten, war auch eins mit Namen Lesbia, wo ich nicht irre. Diese Schöne, welche selbst von den

finstern und runzelvollen Männern, die sich sonst nicht um junge Mädchen bekümmern, sehr oft angeführt wird, weil sie ein Gegenstand von Catulls Zartlichkeit gewesen ist, hatte unter andern Dingen, die ihr lieb waren, auch einen Sperling, den sie allen Papageyen, Canarienvögeln und vielen andern noch seltnern Geschöpfen weit vorzog. Niemand durfte sich unterstehen, das Vergnügen, ihn mit Speise und Trank zu versorgen, dieser jungen Dame zu entziehen. Sie trug ihn oft in ihrem Busen, sie liebkosete ihn beständig und ließ sich wieder von ihm liebkosen. Sein einfaches Pip, Pip war ihren Ohren eine noch angenehmere Musik, als der Gesang der Nachtigall. Ihre vergnügten Stunden machte seine Gegenwart noch vergnügter, und wenn ihr ein Unfall begegnete, war nichts fähiger, sie wiederum zu trösten, als ihr lieber Spatz. Wenn sogar Catull bey einem hohen Grade von übler Laune fort mußte, wurde doch dieser Lieblingsvogel gern gelitten und für ein allgemeines und kräftiges Arzneymittel wider jeden Anfall von weiblichen Mißmuth gehal-

ten.

ten. Als er starb, weinte sich das arme Mädchen feuerrothe Augen und war so untröstlich, daß ihr Liebhaber Catull, von dem bey dieser Gelegenheit auf den räuberischen Tod weidlich geschimpft wurde, den Apoll und alle seine Musen zu Hülfe nehmen mußte, um sie einiger Massen zu trösten, und sie von dem Entschluß, aus Betrübniß und Verzweiflung in die Tiber zu springen, wieder abzuziehen.

Hieraus werden gewiß auch diejenigen meiner Leser, die sich sonst mit der Schlußmacherkunst nicht abzugeben pflegen, schon von selbst den Schluß ziehen, daß der Spatz der schönen Lesbia kein gemeiner Spatz gewesen seyn müsse. Denn was eine junge und reitzende römische Dame, eine Geliebte eines galanten Dichters mit einer so außerordentlichen Liebe beehren sollte, mußte sich gewiß durch außerordentliche Schönheit und Seltenheit oder Geschicklichkeit empfehlen. Alle diese Eigenschaften besaß auch der Spatz der Demoiselle Lesbia in einem sehr hohen Grade. Denn er war kein gemeiner und grauer, sondern ein

ganz weißer Sperling, und hatte allerhand, den gemeinen Sperlingen ganz unbekannte Künste gelernt, durch deren Ausübung er sich eben so sehr, als durch die Schönheit seiner Farbe bey der reitzenden Lesbia, welche die weiße Farbe, als die Farbe der Unschuld, allen übrigen vorzog, beliebt gemacht hatte. Der Verfasser einer alten Handschrift, die ich bey Abfassung dieser Biographie oft zu Rathe gezogen habe, kann nicht Worte genug finden, um die Schönheit der Farbe dieses seltnen Spatzes zu beschreiben. Die reinste Milch, sagt er, ist schwarz, und der Schnee schmutzig in Vergleichung mit der Farbe des weißen Sperlings, den Lesbia geliebt, und Catull besungen hat.

Dieser schöne und berühmte Spatz nun ist der Stammvater von der alten Sperlingsfamilie, aus welcher derjenige Spatz entsprossen ist, dessen Biographie ich jetzt liefere. Noch ehe er das Glück hatte, der Liebling der reizenden Lesbia zu werden, war er schon Vater von einer ziemlichen Menge schöner Kinder, und noch vor seinem Tode glückte es ihm viele

schöne

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

schöne weiße Enkel und Urenkel zu sehen, von denen sich hernach einige in fremde Länder begaben und das Geschlecht der weißen Sperlinge in den entferntesten Gegenden fortpflanzten. Daß aber ohngeachtet der zahlreichen Nachkommenschaft dieses schönen Spatzes die weißen Sperlinge noch überall eine Seltenheit sind, kömmt daher; weil die meisten sich von einer flüchtigen Leidenschaft zu einer Mesalliance verleiten liessen, wodurch natürlicher Weise gar bald eine beträchtliche Ausartung entstehen mußte. Doch machten sich dieses Leichtsinnes nicht alle Mitglieder dieser berühmten Familie schuldig; vielmehr waren einige den Ermahnungen ihrer Vorfahren so gehorsam, und für die Ehre ihrer Familie so besorgt, daß sie sich auch nicht einmal mit einem weißen Weibchen in eine verliebte Verbindung einliessen, wenn sie nicht überzeugt waren, daß sowohl der Vater, als auch die Mutter ihrer Geliebten ebenfalls ächte weiße, von zwey ächten weißen Spatzen gezeugte Sperlinge gewesen waren.

Diese Gesinnungen hatten sich bis auf den Vater desjenigen Sperlings fortgepflanzt,

von

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

von dessen Schicksalen ich meine Leser unterhalten will, und daher war es nicht zu verwundern, daß auch dieser nichts von der Schönheit und Lebhaftigkeit seiner berühmten Vorfahren verlohren hatte.

Sein Geburtsort ist die prächtige Kaiserstadt Wien, wo sich schon seine Groseltern niedergelassen hatten. Seine Eltern, besonders seine Mutter, sorgten mit außerordentlicher Zärtlichkeit für ihn, und fütterten ihn so gut, daß er noch eher, als seine eben so alten Geschwister, das Nest verlassen konnte. Dieses zeitige Ausfliegen aber in einem Alter, wo es ihm noch an Klugheit und Erfahrung fehlte, wäre ihm beynahe sehr übel bekommen. Er sah die Thüre eines Gewächshauses offen, worinnen Kirschbäume mit reifen Früchten stunden, und weil es im Garten noch keine Kirschen, auch noch keine grünen Bäume gab, so flog er mit einigen andern jungen und unbesonnenen Sperlingen von der gemeinen Art ohne Bedenken in das Gewächshaus, ob ihn gleich die Mutter flehentlich bat, sich nicht auf eine so unbesonnene Art in Lebensgefahr zu stürzen. Die lüsternen Spatzen liessen sich

diese Kirschen treflich schmecken, die eigentlich von fürstlichen und gräflichen Magen verdaut werden sollten, und waren auf diesen Schmaus so erpicht, daß sie den ankommenden Gärtner, der über die Verwüstung seiner Kirschbäume und über die damit verbundne starke Verminderung des gehoften Vortheils heftig ergrimmte, nicht eher bemerkten, als bis er nach Erblickung der ungebethnen Gäste die Thüre des Gewächshauses zumachte und den Näschern seinen Unwillen auf eine sehr empfindliche Art zu verstehen gab. Die meisten mußten die Kirschen mit dem Leben bezahlen, und der schöne weiße Spatz würde kein besser Schicksal gehabt haben, als seine graue Kameraden, da der von der Heftigkeit des Zorns verblendete Gärtner die Schönheit des jungen Kirschdiebes gar nicht bemerkte, wenn nicht die für seine Sicherheit äußerst besorgte Mutter, die immer in der Nähe des Gewächshauses geblieben war, ihrem geliebten Söhnchen durch eine zerbrochne Fensterscheibe zu Hülfe gekommen wäre, und ihn durch diese Oeffnung mit sich fort genommen hätte.

Nun-

Nunmehr wurde das Spåzchen etwas klůger und behutsamer, zumal da der herannahende Frůhling auf den im Freyen stehenden Båumen ihm allerhand fette Raupen und andere Sperlingsgerichte im Ueberfluß verschafte. Sein Jůnglingsalter verstrich gróßtentheils im Genuß der Freyheit und Liebe. Die erstre verlohr er zwar nach einiger Zeit; allein dieser Verlust, der ihm anfånglich manche traurige Stunden machte, wurde gar bald die Quelle eines beneidenswůrdigen Glůcks, dessen Veranlassung ich nunmehr meinen Lesern kůrzlich erzåhlen will.

In Wien lebte damals eine junge Gråfin von einer blendenden Schónheit, die von allen, denen nur Geburt, Titel und Rang die Erlaubniß gaben, sich ihr zu nåhern, geliebt und angebetet wurde. Lange Zeit aber seufzten alle Hochgebohrne und Erlauchte Jůnglinge vergebens um Gegenliebe; denn ihre Spródigkeit war eben so groß, als ihre Schónheit. Dieser hohe Grad von Spródigkeit ermůdete auch in der That gar bald die Geduld von einigen ihrer Anbeter, da hingegen

gegen andre nur desto begieriger wurden, ein Herz zu bestürmen, welches den Belagerern so viel Mühe machte. Unter diesen mit Muth und Geduld begabten Herzensstürmern zeichnete sich vorzüglich ein junger Burggraf aus, der sich durch sein körperliches Ansehen und durch seinen Witz eben so sehr empfahl, als durch seine Geburt und Reichthümer. Tag und Nacht sann er auf Mittel, seiner geliebten Dame ein Vergnügen zu machen, und durch ein ausgesuchtes Geschenk sich ihre Gunst zu erwerben. Einen Courier nach Paris zu schicken, um ein nagelneues Produkt der herrschenden Mode aus der Hauptstadt Frankreichs für sie hohlen zu lassen, war ihm eine Kleinigkeit. Allein alle diese anhaltende Bemühungen des Burggrafen waren lange Zeit vergebens. Die kostbarsten Geschenke brachten ihm nicht einmal einen Kuß zuwege. Alles, was er von seiner spröden Göttin erhalten konnte, war die Erlaubniß, ihre schönen, doch meistentheils mit Handschuhen bekleideten Hände zu küßen. Das schlimmste bey der Sache war dieses, daß die Gräfin, wenn sie auch noch so eifrig etwas gewünscht, und das

gewünschte erhalten hatte, doch keinen Gefallen daran fand, sobald sie hörte, daß eine andre Dame in Wien etwas ähnliches hätte. So hatte sie z. B. gegen ihren Anbeter, den Burggrafen, den Wunsch geäussert, daß sie gern ein Paar lebendige Paradießvögel haben möchte. Der verliebte Burggraf schonte weder Geld, noch Mühe, um dergleichen zu erhalten, und war auch durch Hülfe seiner stets offenen Goldbörse in kurzer Zeit so glücklich, ihre Wünsche zu befriedigen. Anfänglich bezeigte sie auch über dieses Geschenk, welches ihre Sprödigkeit merklich verminderte, viel Freude; weil sie sich für die einzige Dame in Wien hielt, die so schöne lebendige Paradiesvögel hätte. Allein als sie am folgenden Tage zu einer Prinzeßin kam, und bey ihr ebenfalls lebendige Paradiesvögel erblickte, wovon der eine noch schönere Federn, als ihr schönster Paradiesvogel zu haben schien; so verschwand die erste Freude auf einmal, die schönen Vögel kamen ihr unausstehlich vor; ihre Sprödigkeit stieg wieder auf den vorigen, ja auf einen noch höhern Grad, und der arme Burggraf wurde dadurch bisweilen der Verzweif-

lung nahe gebracht. Eben so gieng es mit den Schooßhündchen, Affen, Meerkatzen und andern Seltenheiten, die der feurige Liebhaber, um den Wünschen seiner Gebieterinn Gnüge zu thun, aus allen vier Welttheilen herbeyschafte. Zum Unglück gab es immer in Wien vornehme Personen, die schon etwas ähnliches, oder wohl gar etwas noch schöneres hatten, und dadurch wurde dem kostbarsten Geschenke des Burggrafen auf einmal aller Werth genommen.

Was aber weder die schönen Paradiesvögel, noch die artigsten Schooßhündchen, und die poßierlichsten Meerkatzen ausrichten konnten, das richtete ein Sperling aus, nemlich der weisse Spaz, dessen Biograph ich zu seyn die Ehre habe.

Dieses niedliche Vögelchen flatterte einmal an einem schönen Frühlingstage mit einer grossen Menge andrer gemeiner Sperlinge auf den Bäumen des Gartens herum, in welchen der zärtliche Burggraf seine spröde Geliebte führte, um ihr einige Seltenheiten aus dem Blumenreiche zu zeigen. Die Sonne schien gerade auf die blendend weißen Flügel des

Sperlings, als die Gräfin ihre Blicke auf den Baum richtete, auf welchem der Vogel saß. „Sehen Sie doch, *mon Cher*, rief sie mit Verwundrung aus; ein weißer Sperling! den möchte ich haben!“

Der arme Burggraf war in großer Verlegenheit, daß er nicht sogleich ein Mittel ausfindig machen konnte, den Sperling lebendig zu fangen. Der Garten wimmelte wegen des schönen Tages von Spaziergängern, und diese Menge verhinderte auch die Ausführung eines jeden Einfalls, auf den der Burggraf gerieth, der bey dieser Gelegenheit seine Erfindungskraft außerordentlich strapazirte. Endlich glückte es ihm, nachdem er einige Tage hintereinander in den frühsten Morgenstunden, wo der Garten noch von keinem Spaziergänger besucht wurde, mit Netzen dem listigen Spatze nachgestellt hatte, diesen schönen Vogel zu fangen, den er auch unverzüglich seiner Gebieterinn überbrachte. Sie war zwar noch nicht aufgestanden, nahm auch sonst um diese Zeit keinen Besuch von dem Burggrafen an; allein der Anblick dieses so sehnlich gewünschten Spatzes, den ihr der Burggraf

in einem geschmackvollen Käfige durch eine ihrer Kammerjungfern vor das Bette schickte, machte ihr nicht nur ein unbeschreibliches Vergnügen, sondern hatte auch eine Ausnahme von der Regel zur Folge. Der Burggraf wurde sogleich vorgelassen, erhielt sehr freundliche Blicke, und überdieses — einen Kuß. Ja die galante Chronik von Wien sagt gar, welches ich aber nicht nachsagen mag, daß auf diese Belohnung bald noch mehrere und viel wichtigere gefolgt wären.

Die Gräfin bekam in den Nachmittagsstunden einen Besuch von zwey Hofdamen, denen sie ihren schönen Spatz zeigte. Beyde versicherten sie, daß niemand von Standespersonen in Wien einen weißen Sperling hätte, und diese Nachricht wurde auch in allen Häusern, wo sie in den folgenden Tagen einen Besuch ablegte, völlig bestättiget. Dieser Umstand nun, daß außer ihr in ganz Wien keine einzige Dame, und überhaupt keine einzige Standesperson so glücklich war, einen weissen Sperling zu besitzen, schützte den schönen Spatz gegen das Schicksal, welches die schönen Paradiesvögel, die artigsten Schooßhündchen

hündchen, und die übrigen Lieblinge aus dem Thierreiche bey der Gräfin gehabt hatten. Ihre Liebe gegen den Spatz nahm vielmehr täglich zu, weil sie täglich die Nachricht wiederhohlen hörte, die sie gleich anfangs von den beyden Hofdamen erhalten hatte.

Nunmehr war kein Spatz auf der ganzen weiten Welt glücklicher, als dieser Liebling der schönen Gräfin, die eben das für ihren Sperling zu thun suchte, was ihr Liebhaber, der Burggraf für sie zu thun pflegte.

In den ersten Tagen seiner Gefangenschaft war zwar der gute Spatz sehr niedergeschlagen, weil er die Freyheit und das andre Geschlecht über alles schätzte, und sich nicht vorstellte, daß er in kurzer Zeit beyde Lieblingsneigungen wieder vollkommen würde befriedigen und noch tausend andre Vortheile genießen können, welche er ohne diese Gefangenschaft Zeitlebens hätte entbehren müßen. Allein durch die Schmeicheleyen der Gräfin und durch das herrliche Futter, das er immer aus ihren reitzenden Händen erhielt, wurde sein niedergeschlagenes Wesen gar bald vertrieben. Er lernte sich in seine glückliche Sklaverey ohne

ne Mühe schicken, legte sein wildes und furchtsames Wesen ab, wodurch die Liebe seiner Gebieterin gegen ihn noch stark vermehrt wurde, und nach einigen Wochen war er so zahm, daß er sich der Gräfin, wenn sie die Hand an den geöfneten Käfig hielt, auf den Finger setzte, und sich von ihr überall herumtragen ließ. Da es dieser Dame auch nicht an den vortreflichsten Singvögeln fehlte, wovon aber der vortreflichste dem Spatz nicht vorgezogen, ja nicht einmal gleichgeschätzt wurde, so hatte er Gelegenheit seinen natürlichen, den meisten Ohren eben nicht angenehmen Gesang zu verbessern, und die Töne der besten Waldsänger nachzuahmen.

Dieses zahme und gelehrige Wesen verschafte ihm nunmehr alle Art von Freyheit, und es hieng blos von ihm ab, ob und wie lange er in seinem Käfig verweilen wollte.

Einmal bekam er zwar Lust zu entfliehen, um die schon einige Monate entbehrten Süssigkeiten der Liebe wieder zu schmecken, und durch einen Zufall, der ein Fenster öfnete wurde seine Flucht auch sehr erleichtert. Er flog einige Stunden herum, buhlte sich satt, fand aber, als ihn hungerte, nichts nach seinem

nem Geschmack, da er schon durch die von der Gräfin täglich erhaltenen Leckerbissen sehr verwöhnt und kein Freund mehr von Raupen und Würmern war. Die rauhe Luft, denn es war schon spät im Herbste, behagte ihm auch nicht mehr; er kehrte also freywillig wieder zurück und flog gerade zu der Zeit, da die Gräfin nach Hause gekommen war, und ihn vermißt hatte, durch das noch offenstehende Fenster auf seine Gebieterin zu, und liebkosete sie mit seinem Schnabel. Bald darauf war er wieder bey einer andern Gelegenheit aus seinem Zimmer gekommen, doch ließ er sichs nicht mehr einfallen, sich eine solche Gelegenheit zur Flucht zu Nutze zu machen, sondern er flog blos im Garten herum, suchte sich hübsche Sperlingsweibchen zu seinem Zeitvertreibe auf, und sobald er die Gräfin erblickte, eilte er auf sie zu, und setzte sich auf ihre Schultern.

Da seine schöne Gebieterin also sah, daß er keinen Misbrauch von seiner Freyheit machte, und allezeit freywillig wieder zu ihr kam, wenn er sie von fern erblickte, so hielt sie es für unbillig, seine Freyheit nur im geringsten weiter einzuschränken. Wenn es die Witte-

rung erlaubte, so stunden die Fenster desjenigen Zimmers, worinnen er sich befand, beständig offen, und sein goldner Käfig war niemals verschlossen. Er konnte also hinfliegen, wohin er wollte, und ganz ungehindert seinen Liebschaften nachgehen. Wenn ihn hungerte, so kehrte er in seinen Käfig wieder zurück, oder machte der Gräfin im Garten einen Besuch, weil ihm das gewöhnliche Sperlingsfutter nicht mehr schmecken wollte. Denn er hatte eben das Glück, das einige ganz unnütze Menschen haben. Er, der blos seinem Vergnügen nachhieng und für das Publicum nicht das geringste mehr that, lebte im Ueberflusse, und genoß aller möglichen Bequemlichkeiten, da hingegen diejenigen von seinen Mitvögeln, welche zum Vortheil der Menschen täglich mit Aufsuchung und Vertilgung der Raupennester und andrer schädlichen Ungezieffer beschäftiget waren, sich bisweilen mit der schlechtesten und schädlichsten Kost behelfen, auch im Winter oft vor Hunger und Kälte umkommen mußten.

Diese Glückseligkeit genoß er auch lange Zeit, und würde sie wegen seiner guten Natur noch weit länger genossen haben, wenn nicht

das Ende seines Lebens durch Vorwitz und Naschhaftigkeit wäre beschleiniget worden. Denn als er einmal an einem schönen Sommertage, zu der Zeit, wo die Kirschen reiften, mit seiner Gräfin im Garten war, die ihn selbst zu den besten Kirschbäumen führte und ihm die Wahl dieser Früchte überließ, bemerkte er in dem benachbarten Garten einen hohen Baum mit reifen Kirschen, die sich seine grauen Kameraden sehr wohl schmecken ließen, und bekam sogleich Lust auch von diesen Kirschen zu kosten, obgleich der Garten der Gräfin einen Ueberfluß von den herrlichsten Früchten dieser Art enthielt. Zum Unglück war der Besitzer des benachbarten Gartens etwas geitzig und nicht geneigt, seine Kirschen mit den Sperlingen zu theilen. Er hatte auch gegen den weißen Spatz eben so wenig Respect, als gegen die grauen, und feuerte daher aus einem Schlupfwinkel mit Schrot unter diese geflügelten Kirschenräuber, von denen sogleich eine ziemliche Menge todt zur Erde stürzte. Der schöne weiße Spatz wurde auch von zwey großen Schrotkörnern in die Brust getroffen, und ob er gleich noch so viel Kräfte behielt,

wieder zurück in den Garten der Gräfin zu fliegen, so sank er doch blutend und halb todt in den Schooß seiner Gebieterin, die über den Anblick ihres sterbenden Lieblings, der kaum einige Minuten noch lebte, in Ohnmacht fiel. Als sie durch Hülfe der schleinigst herbeygeholten Aerzte und Wundärzte wieder zu sich selbst kam, brach sie in die heftigsten, mit Thränen untermischten Klagen aus, und ließ den ganzen Tag keinen Menschen, auch selbst ihren geliebten Burggrafen nicht vor sich, in Ansehung dessen aber sie doch am folgenden Tage, wo noch jedermann abgewiesen wurde, eine Ausnahme machte, um mit ihm zu überlegen, auf was für Art ihr geliebter Spatz zur Erde bestattet werden könnte. Der Burggraf stellte ihr vor, daß sie sich durch ein Begräbniß ihres Lieblingsvogels des Vergnügens, ihn länger zu sehen, gänzlich berauben würde, und bat sich daher den todten Vogel von ihr aus, um ihn durch einen geschickten Menschen ausstopfen zu lassen. Dieser Vorschlag erhielt ihren Beyfall und nach ein Paar Tagen brachte der Burggraf den ausgestopften Spatz wieder zurück, der so gut gerathen war, daß er

in einer kleinen Entfernung einem lebendigen Vogel glich. Die Gräfin heiterte nunmehr zum erstenmale nach dem Tode ihres Spatzes ihr reitzendes, aber durch Traurigkeit entstelltes Gesicht wiederum auf, und ließ ein besondres, geschmackvolles, mit Silber beschlagenes, und mit Glasthüren versehenes Schränkchen machen, worinnen der ausgestopfte Spatz auf einem goldnen, mit Edelgesteinen besetzten Postemente, zwischen zwey, aus Lasurstein verfertigten Pyramiden aufgestellt wurde.

Biographie eines in sehr hohem Alter verstorbenen Tagthierchens.

Unter den lebendigen Geschöpfen, welchen die Erde zu ihrem Aufenthalte bestimmt ist, giebt es, wie die meisten meiner alten und jungen Leser wissen werden, nicht nur solche, deren Leben viele Jahre oder wenigstens verschiedne Monate hindurch dauert, sondern auch solche, deren Daseyn auf eine weit kürzere Zeit eingeschränkt ist. Einige sterben so gar an demselben Tage schon, da sie ihre Vollkommenheit erreicht haben, und werden daher mit Recht Tagthierchen genannt. Wenn ein solches Geschöpf, welches auch oft unter dem Namen Haft angeführt wird, sechs Stunden gelebt hat, so wird es von seinen Mitgeschöpfen für eben so alt gehalten, als uns ein Mensch zu seyn scheint, der sein Leben

auf

auf siebenzig Jahre gebracht hat; und ist es etwa so glücklich, sein Leben durch eine Reihe von neun oder mehr Stunden fortzusetzen, so gehört es in seiner Art unter eben die Seltenheiten, unter welche wir diejenigen Personen zählen, die ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht haben.

Eine solche Seltenheit war dasjenige Tagthierchen, von dessen Biographie meine Leser jetzt das vornehmste erfahren sollen; denn es brachte sein Leben fast auf siebenzehn Stunden, und wurde also verhältnißmäßig eben so alt, als ehemals diejenigen Patriarchen, die über drey hundert Jahr lebten. Verdient es also nicht eben sowohl der Vergessenheit entrissen zu werden, als diejenigen Menschen, von denen man gleichfalls nichts wichtigers sagen kann, als dieses, daß sie die meisten von ihren Mitbürgern an Alter übertroffen haben?

Man spotte also ja nicht über meinen Vorsatz, der Biograph eines Geschöpfes seyn zu wollen, das nur einige Stunden gelebt hat. Ist es nicht lächerlich, wenn wir die Lebenszeit andrer Geschöpfe nach eben dem Maaßstabe abmessen wollen, nach dem wir die Dauer des

menschlichen Lebens zu beurtheilen pflegen? Würden wir es nicht unbillig finden, wenn ein Uranit, d. i. ein Einwohner von dem durch Hrn. Herscheln entdeckten Planeten, auf welchem die Jahre über zwey und achtzigmal länger sind, als unsere Jahre, uns über die Achseln ansehen wollte, weil ein einjähriges Kind der Uraniten schon länger gelebt hat, als bey uns ein Greis von 80 Jahren? Die Zeit von 6 Stunden klingt freylich sehr unansehnlich; allein man nehme nur die Minute zum Maasstabe an, so wird diese Dauer, als die Zahl von 360 Minuten, schon besser in die Ohren fallen. Man wird auch bald hören, daß mein Tagthierchen während seiner, uns kurz scheinenden Lebenszeit eben so viel Stoff zu einer Biographie, als mancher vornehme Mann, während einer, viel tausendmal längern Zeit geliefert hat. Es war gebohren, es versorgte sich mit Speise und Trank, es ruhte dann und wann; es sah sich nach einem Weibchen um, befriedigte mehr, als ein Weibchen; zeugte Kinder, und zwar mehr Kinder, als diejenigen zeugen können, von denen man sonst nur Biographien zu lesen pflegt; wurde endlich alt und starb lebenssatt.

Dieser

Dieser Nestor unter den Tagthierchen vollendete seine Verwandlung und erhob sich aus dem Rhein, in welchem er sich bisher aufgehalten hatte, am letzten May in dem Jahre nach unsrer Zeitrechnung — auf welches ich mich nicht mehr besinnen kann — und zwar noch vor Anbruch des Tages; daher er in seiner ersten Jugend von der kalten Morgenluft viel auszustehen hatte; doch durch diese, nur für die Empfindung unangenehme Kälte auch zu einem gesunden und dauerhaften Körper gelangte, ohne welchen er gewiß kein so hohes, über tausend Minuten betragendes Alter würde erreicht haben.

Er hatte kaum das männliche Alter und die zur Fortpflanzung seines Geschlechts nöthigen Kräfte erlangt, so wurde er schon von einer Menge junger Weibchen umflattert, die ihn durch ihre Liebkosungen zur Begattung zu reitzen suchten. Allein über dreyßig Minuten waren alle ihre Liebkosungen und listige Anstalten vergebens; weil er gar weislich überlegte, daß ein zu früher Genuß der Liebe auch eine sehr frühzeitige Abnahme seiner Kräfte zur Folge haben würde. Er mäßigte sich also in

diesem Stücke eben so sehr, als in den übrigen Vergnügungen, und nützte durch sein rühmliches Beyspiel den jüngern Tagthierchen noch mehr, als durch seine gute Lehren, die er der unerfahrnen Jugend beständig einzuschärfen suchte. Und ob er gleich sehr spät zu lieben anfieng und weit weniger Weibchen hatte, als die meisten seiner Mitbürger, so waren seine Ehen doch weit fruchtbarer, als die Ehen der übrigen Hafte, die zu einerley Zeit mit ihm lebten. Durch seine Klugheit entgieng er den mannigfaltigen Gefahren und Unglücksfällen, die sich während seiner Lebenzeit ereigneten und die ganze Millionen von seinen Mitbürgern vor der Zeit ins Grab stürzten.

Alle diese Unglücksfälle und übrigen Merkwürdigkeiten seines Lebens werden meine Leser am besten aus der Anrede ersehen, die er selbst kurz vor seinem Tode an die um ihn versamelte Jugend seiner Nation gehalten hat. Diese Rede ist zwar schon einmal von einem englischen Schriftsteller *) durch den Druck bekannt gemacht worden; allein da sie dieser Verfaßer, aus

*) Der Verfasser einer periodischen Schrift, the Craftsman.

aus Mangel einer richtigen Abschrift, die ich durch einen glücklichen Zufall erhalten habe, nicht vollständig geliefert hat, so wird es vielleicht meinen Lesern nicht zuwider seyn, wenn ich die ganze Rede des sterbenden Hafts hier beyfüge.

Als nemlich dieser Greis nun schon beynahe dreymal so lange, als die ältesten seiner verstorbenen Mitbürger gelebt, und das unter den Tagthierchen damals beyspiellose hohe Alter von tausend Minuten erreicht hatte, versammelte er gegen Sonnenuntergang, weil er aus der plötzlichen Abnahme seiner Kräfte, sein nahes Ende vermuthen konnte, alle seine jungen Freunde und andere Bekannte, um ihnen sterbend noch einige nützliche, auf Erfahrung gegründete Lehren zu ertheilen, und dadurch ihr Glück zu befördern. Nachdem also viele tausend junge und ältere Hafte aus der umliegenden Gegend herbeygeeilt waren, und sich auf die Aeste einer am Rheine stehenden Weide, worauf der sterbende Haft saß, gelagert hatten, redete sie dieser Greis folgendergestalt an. *) „Theu-

*) Man wundre sich nicht, daß die Rede eines sterbenden Tagthierchens so lang ist. Sie

„Theuersten Freunde und Mitbürger! Ich sehe wohl, daß auch das längste Leben ein Ziel hat. Das Ende des meinigen scheint sehr nahe zu seyn, und ich beklage mich über mein Schicksal nicht. Denn mein Alter war mir schon eine sehr beschwerliche Last geworden, und nichts unter der Sonne war mir mehr neu. Die großen Veränderungen und die fürchterlichen Unglücksfälle, die mein Vaterland verwüstet haben, die Gebrechlichkeiten, denen wir alle unterworfen sind, und die besondern Wiederwärtigkeiten, denen meine eigne Familie ausgesetzt gewesen ist, kurz, alles, was ich während der Zeit eines so langen Lebens gesehen und erfahren habe, hat mich von dieser wichtigen Wahrheit vollkommen überzeugt, daß keine Glückseeligkeit sicher und dauerhaft seyn kann, die man in solchen Dingen sucht, welche nicht in unsrer Gewalt stehen. Die Ungewißheit dieses Lebens ist sehr groß, und

Sie hat diesen Fehler nur in der Uebersetzung. Was ein Haft in seiner Sprache durch ein Paar einfache Töne ausdrückt, erfodert in unsrer Sprache oft ein Paar Seiten.

und die Anzahl der Unglücksfälle, die uns dasselbe rauben oder verbittern können, unendlich. Ihr, meine jungen Freunde, die ihr erst vor dreyßig oder vierzig Minuten das flüßige Element verlassen habt, werdet euch keinen Begriff von der Menge und Mannigfaltigkeit der Zufälle machen können, die ich erlebt habe, und von denen ich nur die merkwürdigsten, um euch behutsam zu machen, anführen will.

Ich fieng mein Leben schon zu der Zeit an, da die Natur erst im Entstehen war. Jenes herrliche glänzende Wesen, welches jenseit des entfernten Wassers steht, war damals noch nicht vorhanden, und eine, mit empfindlicher Kälte verbundne Dunkelheit bedeckte noch unsere ganze Gegend. Ich sah die Sonne auf der entgegengesetzten Seite des Himmels hinter dem Gipfel jenes hohen Berges entstehen, und kann euch, als Augenzeuge, versichern, daß sie sich binnen meiner verflossenen Lebenszeit durch den unermeßlichen Himmelsraum von Morgen gegen Abend bewegt hat.

Ich hatte noch nicht einmal den Gebrauch meiner Flügel völlig erlangt und mich nebst

einigen hundert unsrer Landsleute aus dem Wasser erhoben, als wir von zwey großen Schwalben verfolgt wurden, wovon die eine mehr als hundert von meinen Mithaften lebendig verschlungen hat. Zum Glück winkte mir einer meiner Verwandten, der schon über fünfzig Minuten gelebt und also mancherley in der Welt bereits erfahren hatte, daß ich ihm geschwind folgen, und so, wie er, meine Sicherheit zwischen den Blättern des nicht weit von uns stehenden Schilfes suchen sollte.

Kaum waren wir von diesen Feinden befreyt, die eine schreckliche Niederlage unter unsrer unerfahrnen Jugend anrichteten, so stürzte eine fürchterliche Wasserfluth aus der Höhe herab, die viele Tausende von meinen Landsleuten ersäufte, unter denen sich auch meine erste Gattin befand, deren unglückliches Ende mir jetzt noch Thränen auspreßt. Unser ganzes Vaterland wurde von dieser Wasserfluth überschwemmt, und wir, die wir so glücklich gewesen waren, dieser Gefahr zu entgehen, sahen uns genöthiget, einen großen Theil unsers Lebens, nemlich eine Zeit von achtzig Minuten, in einer traurigen und ungesun-

gesunden Höhle einer alten Weide, wo es uns an den nothwendigsten Bequemlichkeiten und Lebensmitteln fehlte, zuzubringen. Mehr als die Hälfte von denen, die sich mit mir in diese Höhle geflüchtet hatten, besonders diejenigen, die im Genuß der Liebe etwas unmäßig gewesen waren, starben vor Hunger und Kälte, die sie nicht so lange, als wir übrigen, wegen ihres entkräfteten Körpers, ausstehen konnten.

Nachdem auch dieser unglückliche Zeitpunkt vorüber war, und wir etwa einige Minuten wiederum der frischen Luft genossen und Gelegenheit gehabt hatten, für die Fortpflanzung unsers Geschlechts zu sorgen, so vertrieb uns ein andrer unangenehmer Zufall aus unserm Geburtsorte. Es kamen nemlich einige von den großen, zweyfüßigen, ungeflügelten Geschöpfen, die sich alles anmaßen, und sich alles für erlaubt halten, in unsre Gegend, wo sie eine Menge Holz zusammenschleppten, und es anzündeten. Hierdurch entstund ein erschrecklicher Rauch und eine heftige Hitze, wodurch einige meiner besten Freunde und meine dritte Gattin nebst einer großen Menge meiner Mitbürger, auf eine

elende Weise ums Leben kamen. Ich war zwar nebst einigen andern so glücklich, auch dieser Gefahr ohne beträchtlichen Schaden zu entgehen; aber doch mußte ich mein geliebtes Vaterland eine Zeitlang mit dem Rücken ansehen, und eine mir ziemlich unbekannte und unangenehme Gegend so lange bewohnen, bis die Feuersbrunst in meinem Vaterlande und der pestilentialische Rauch ganz aufgehört hatte.

Nun schienen sich die Zeiten merklich zu verbessern; wir waren wieder an unsern Geburtsort zurück gekehrt; die Luft war heiter, obgleich etwas zu warm, daher sie jungen und schwächlichen Haften nicht recht wohl bekam; allein zum Unglück waren bereits seit meiner Verwandlung über vier hundert Minuten unter lauter Noth und Trübsal verflossen, und also für mich und für diejenigen, die sich mit mir zugleich, oder bald nach mir aus dem Wasser gehoben hatten, sehr wenig Hoffnung vorhanden, diese glücklichere Zeiten noch eine Zeitlang zu geniessen. Mit der größten Betrübniß sah ich meine gleich alten Freunde und Mitbürger, die den mannigfaltigen Gefahren mit mir glücklich entgangen waren, zu Tau-

senden

senden vor Alter und Schwachheit hinsterben, und ehe ich noch das vierte Minutenhundert beschlossen hatte, lebte kein einziger von denen mehr, die mit mir in gleichem Alter waren. Ich stellte mir auch selbst alle Augenblicke meinen Tod vor, ob ich gleich damals noch nicht die geringste Verminderung meiner Kräfte spürte, und o wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich die bald darauf folgenden Unglücksfälle, die alle vorhergehende an Schrecklichkeit und Schädlichkeit weit übertrafen, nicht erlebt hätte! Die ältesten von euch, meine theuersten Mitbürger, und selbst diejenigen, die die weite Reise jenseits des Wassers gethan haben, werden sich gewiß nicht an eine Begebenheit erinnern können, die derjenigen ähnlich wäre, welche ich jetzt erzählen will.

Jenes prächtige, strahlende Wesen, das jetzt dort unten am Himmel steht und nicht weit mehr von der Erde entfernt zu seyn scheint, stund damals mitten am Himmel und warf einen so blendenden Glanz von sich, daß ihn das gesündeste Auge eines Hafts nicht vertragen konnte. Plötzlich aber thürmten sich pechschwarze, den größten Bergen gleiche

Wol-

Wolken über einander, bedeckten die ganze Sonne und beraubten uns gänzlich ihrer lieblichen Strahlen. In der Luft ließ sich ein heftiges Getöse hören, welches jeden Augenblick schrecklicher wurde. Blendende Feuerflammen zertheilten ohne Aufhören die Wolken, und eine dieser Flammen schoß nicht weit von mir in eine ungeheure Eiche, deren Gipfel bis an die Wolken ragte, und zertrümmerte sie in einem Augenblicke mit einem fürchterlichen Krachen, welches der Haftjugend ein solches Schrecken einjagte, daß ein großer Theil derselben davon starb. Zugleich stürzten unzählige große, harte und durchsichtige Klumpen aus der Luft herab, die binnen einer Minute viele Millionen von unsern Mitbürgern todtschlugen. Ich zittre noch, wenn ich nur daran gedenke, und kann es nicht begreifen, wie ich diesem schrecklichen, alle Vorstellung übersteigenden Unglück, wodurch eine allgemeine Verwüstung angerichtet wurde, habe entgehen können. Auch wundre ich mich jetzt noch, daß meine Gesundheit durch das häufige Schrecken, welches mir dergleichen Zufälle verursachten, nicht geschwächt worden

ist. Freylich suchte ich meine Leidenschaften so viel als möglich, zu bezähmen und mich der Mäßigkeit in allen Stücken zu befleißigen. Ob ich gleich fast dreymal länger gelebt, als die ältesten von meinen Landsleuten, die mir bekannt worden sind, und überdieß einer beständigen Gesundheit genossen habe, so beträgt doch die Anzahl meiner Weiber kaum halb so viel, als die Menge derer, die von den meisten meiner Bekannten geliebt worden sind. Lernt hieraus meine lieben jungen Freunde, was die Mäßigkeit, ohne welche ich gewiß dieses hohe und seltne Alter nicht erreicht haben würde, für eine herrliche Tugend sey. Sie wird von der jetzigen Jugend zu sehr vernachläßiget, und daher findet man auch jetzt so viele schwächliche, und fast zu allen Arbeiten, auch zur Fortpflanzung des Geschlechts untaugliche Hafte, die nicht einmal das gewöhnliche Alter erreichen. In der ersten Hälfte meines Lebens gab es weit mehr Beyspiele von tugendhaften und arbeitsamen Jünglingen, und daher hatten auch die meisten einen stärkern und dauerhaftern Körper, auch mehr Einsicht und Klugheit, als leider! die-

jenigen

jenigen besitzen, die ich in den letzten Stunden meines Lebens kennen gelernt habe.

Doch muß ich gestehen, daß ich auf die Gesundheit meines Körpers, und auf die Stärke meiner Glieder wirklich zu viel Vertrauen gesetzt, und mir, nachdem ich fast drey Generationen überlebt hatte, mit der betrüglichen Hofnung geschmeichelt habe, als würde ich ewig auf dieser Welt leben. Ich machte daher alle Augenblicke neue Anstalten zu meiner Sicherheit, und unternahm eine Menge Arbeiten, die mir nun ganz und gar nichts nützen können, die aber, welches mir noch zum Troste gereichet, meinen Nachkommen einigen Nutzen verschaffen können. Jedoch ich habe für meine Familie, für meine Ehre, und für mein Vergnügen lange genug gelebt. Warum sollte ich auch noch eine Verlängerung meiner Lebenszeit wünschen, da ich aus der Neigung der Sonne und aus der merklichen Abnahme ihrer Kraft voraussehen kann, daß die Natur bald zu Ende gehen, und die Welt vielleicht noch vor Endigung dieses Minutenhunderts in Finsterniß eingehüllt werden wird? Wie beklage ich euch, meine jungen Freunde,

die

die ihr euer Leben in diesem traurigen Zeitpunkte erst anfangen müßt;" Der sterbende Haft wollte noch eine Ermahnung hinzusetzen, aber der Tod machte seiner Rede und seinem Leben ein Ende, wodurch auch das Ende meiner Biographie veranlaßt wird.

Lobreden

wofür

der Verfasser nicht einen Heller erhalten hat.

Lobrede auf den ***

Vor allen Dingen muß ich meine Leser, insbesondere aber meine Leserinnen, wenn sie diese Lobrede nicht überschlagen wollen, gebührend ersuchen, daß sie erst, ehe sie weiter lesen, sich dreymal bekreutzigen; denn der Held meiner Lobrede ist — kaum getraue ich mir selbst den Namen auszusprechen — ist — erschrecken sie ja nicht zu sehr, meine liebenswürdigen Schönen! ist der leibhafte Teufel. Ja, ja! im ganzen Ernst, dem Teufel will ich jetzt eine Lobrede halten, und davon soll mich weder der empfindlichste Tadel, noch der lauteste Fluch, noch die beissendste

Spötterey

Spötterey abhalten. Ich berufe mich auf die Herren Rechtsgelehrten, welche ein lateinisches Sprichwort haben, das bey ihnen die Stelle eines Grundsatzes vertritt, und in der deutschen Uebersetzung folgender Gestalt lautet: **Auch dem Teufel muß man die Vertheidigung nicht versagen.** Dieses Sprichwort gehört unter die wenigen Sätze der Rechtsgelahrheit, die ohne Ausnahme wahr sind, und von dem spitzfindigsten Zweifler noch nicht haben widerlegt werden können. Wem ists auch unbekannt, daß es zu Rom besondere Advocaten des Teufels giebt, welche sich aber gemeiniglich von dem Gegentheil bestechen lassen, wobey aber die Wahrheit natürlicher Weise verlieren muß. Ich will daher, als ein zwar unberufener, aber auch unbezahlter und unbestochner Lobredner bloß auf die Wahrheit sehen; welches mir desto leichter seyn wird, da ich weder Ducaten, noch andre Goldstücke und Silbermünzen vor mir habe, durch deren Glanz ich geblendet werden könnte.

Armer Teufel! unter allen Wesen, die im Himmel und auf Erden oder unter der

Erde und in der Hölle selbst wohnen, giebt es gewiß kein einziges, welches seit so undenklichen Zeiten von Jung und Alt, von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen, von Damen und Herren, von Geistlichen und Laien, von Gelehrten und Ungelehrten so sehr, als du, wäre verlästert worden, ob man gleich unter den Bewohnern jeder Gegend der Schöpfung viele findet, die weit weniger gute Eigenschaften, und weit mehr Fehler, als du, besitzen. Manche räumen dir nicht die geringste Vollkommenheit ein, mißgönnen dir sogar das bischen Existenz, das man doch dem geringsten Wurme nicht mißgönnt, und strengen alle ihre Kräfte an, um dich durch die Waffen ihrer Spitzfindigkeit aus dem Reiche der wirklichen Wesen, in das Reich der Undinge zu verweisen. Andre, welche es zwar nicht wagen, dich deiner Existenz zu berauben, übertreiben doch deine Fehler und Geniestreiche, reden beständig von deinen Jugendsünden, und suchen, um die Zahl deiner Feinde zu vermehren, alle Leute durch ihre Sophistereyen zu bereden, daß du noch itzt alle Tage solche unbesonnene und tolle Streiche spieltest, als du

ehmals in den feurigen Jahren deiner Jugend bisweilen, gespielt hast. Ja, die meisten sind gar so ruchlos, daß sie sogar die Bosheit, welche sie selbst verübt haben, dir zur Last legen, um dadurch der verdienten Strafe zu entgehen.

Meine Leser werden mir es nicht übel nehmen, daß ich so lange mit dem Teufel geschwatzt und sie ganz aus der Acht gelassen habe. Ich wollte ihnen gern, ehe ich meine Rede fortsetzte, erst ein wenig Zeit lassen, um sich von dem Schrecken zu erhohlen, in welches ich sie durch die Ankündigung des Innhalts meiner Lobrede gestürzt hatte. Wenn sie auch mit kaltem Blute dasjenige überlegen wollen, was ich jetzt zum Teufel gesagt habe, so werden sie — wenigstens traue ich den meisten meiner Leser diese Billigkeit zu — mir gewiß Recht geben, daß dem armen Teufel in den meisten Stücken viel Unrecht geschieht. Es ist ja unbillig, daß man ihm das bischen Daseyn, und sogar das geringste Plätzchen in der Hölle und in dem Leibe der Gergesener Säue nicht gönnet. Aber freylich ist es noch wunderlicher und abgeschmackter, wenn man ihn nicht blos

an seinem eigentlichen Wohnorte, und etwa in den Pallästen der Großen und Reichen, wohin er durch allerhand Lockungen geführt werden könnte, sondern auch in den Hütten der ärmsten Leute, und auf dem schlechtesten Strohlager einer liederlichen Dirne suchen will. Man prüfe nur einmal die Beschuldigungen, die man dem armen Teufel zur Last legt, so wird man gewiß die Lust verlieren, ihnen Beyfall zu geben, wofern man nicht großmütterliche Vorurtheile schon zu sehr hat einwurzeln lassen. Neulich hatte die sonst so geschlanke Kammerjungfer der Baronesse von Unkepunz ihre schöne Taille verlohren. Als sie aufs Gewißen befragt wurde, wer die Ursache dieses Verlustes sey, rief sie weinend aus: **ach der Teufel hat mich — —!** Die Unverschämte! Es war gar nicht der Teufel, sondern der Reitknecht nach des letztern eigenem Geständniß gewesen, den der gnädige Herr bisweilen abgelöset hatte, welches dieser zwar nicht seiner Gemahlin, aber doch den Mitgliedern seiner Trinkgesellschaft ohne Umstände erzählte.

Als die Frau von Nimmersatt gerichtlich überführt wurde, daß sie ihrem Gemahl unzählige Hörner aufgesetzt, und binnen der dreyjährigen Zeit ihres Ehestandes wider das sechste Gebot viel tausendmal sich verstossen hätte, schob sie ebenfalls die Schuld auf den Fürsten der Finsterniß, und suchte ihre bunten und schwarzen Richter, wovon auch einige so treuherzig waren, ihre Entschuldigung für gegründet zu halten, vermittelst einiger erzwungnen Krokodils-Thränen zu überreden, daß sie der Teufel geblendet hätte. Der arme Teufel war hier wieder so unschuldig, als in dem ersten Falle! Denn alle diejenigen Personen, deren sie sich zur Unterhaltung ihres galanten Briefwechsels bedient hatte, gestunden es ohne Tortur, daß sie niemals einen Brief an den Teufel, oder von dem Teufel an die Frau von Nimmersatt, aber wohl eine Menge Briefe an und von jungen, mit Fleisch und Bein versehenen Liebhabern dieser Dame zu bestellen gehabt hätten. Es war also wiederum nicht der Teufel, sondern ganz andre blendende Dinge, z. E. die Brilliianten des Baron von Isegrim, die schönen Waden des Haupt-

mann von Knochenreich, die rosenrothen und glänzenden Wangen des Fahnjunkers von Milchhahr und die geschmackvollen goldnen Stückereyen des Herrn von Süßling, welche eine so schädliche Blendung verursacht und die Frau von Nimmersatt verhindert hatten, das sechste Gebot richtig lesen zu können.

Meine Lobrede würde gewiß alle Grenzen einer Rede überschreiten, wenn ich nur den hunderttausendsten Theil von den mir bekannt gewordnen Fällen anführen wollte, wo man dem Teufel etwas zur Last legte, woran doch weder er, noch seine Gefehrten den geringsten Theil hatten. Wenn z. B. Bacchus, Venus, Mars oder andre dergleichen Feinde des menschlichen Geschlechts eine Dame oder einen Cavalier vor der Hälfte ihrer Tage in die Grube stürzen, so muß sich der unschuldige Teufel sogleich nachsagen lassen, daß er sie gehohlt habe. Ihr einfältigen Leute, die ihr dergleichen Beschuldigungen noch täglich wiederhohlt, bildet ihr euch denn ein, daß der Teufel, der zwar Leckerbissen, aber nicht venerische, hektische und bey lebendigem Leibe schon halb verfaulte Abgötter der Venus und des

Bacchus liebt, sich so viel Mühe um etwas geben werde, woran sogar viele Raubvögel einen Eckel haben?

Doch gesetzt, es wäre gegründet, daß der Teufel bisweilen dergleichen Erlauchte, Hochgebohrne, Hochwohlgebohrne, Hochwürdige und Hochedelgebohrne Personen beyderley Geschlechts wirklich gehohlt hätte, und auch jetzt noch manchmal hohlte; könnte man ihn wohl deswegen mit Recht tadeln? Müßte man nicht vielmehr, wenn man die Gesetze der Billigkeit beobachten wollte, ihm für diese Gefälligkeit, die er dem menschlichen Geschlecht erweiset, wenn er es von einem moralischen und verderblichen Ungeheuer befreyet, den gebührendsten Dank abstatten? Tadelt man wohl den Geyer, wenn er die Felder von dem faulenden Aas säubert, welches die Luft vergiften könnte, oder den Henker, der kraft seines Amtes einen Bösewicht außer Stand setzet, der Republik durch sein schädliches Daseyn länger zur Last zu fallen?

Doch ich sehe, daß einige meiner Leser ihre Stirne gewaltig runzeln und schon einige Einwürfe wider mich auf der Zunge haben.

lassen Sie doch also hören, was Sie wider meine Vertheidigung des Teufels einwenden können, damit ich in den Stand gesetzt werde, Ihnen, ehe ich fortfahre, diese Zweifel zu benehmen.

„ Hat nicht der Teufel die unschuldige Eva, und durch Even den unerfahrnen Adam verführt, und durch diese Verführung alle Nachkommen Adams ins größte Unglück gestürzt? "

Ich hätte nicht Ursache, meine Herren, diese Frage mit Ja zu beantworten. Denn ich dürfte mich nur auf die Seite der neuen galanten Gottesgelehrten und Philosophen schlagen, so könnte ich den ganzen Einwurf mit einem trotzigen Nein abweisen, und die ganze Geschichte von dem Sündenfalle unsrer Eltern ohne Umstände läugnen. Allein ich will großmüthiger seyn und die Wahrheit dieser Geschichte einräumen, auch die vorgelegte Frage bejahen. Dessen ungeachtet aber bleibt doch dasjenige wahr, was ich jetzt zur Vertheidigung des Teufels von seiner Unschuld angeführt habe. Die Verführung der Eva gehört zu seinen Jugend-Sünden; und gleich-

wie es unbillig seyn würde, wenn man jetzt einem ehrwürdigen Manne, der seit vierzig Jahren ein ordentliches Leben geführt hat, wegen eines kleinen, vor dieser Zeit begangenen Jugendfehlers einen großen Vorwurf machen wollte, so muß es noch für weit unbilliger gehalten werden, wenn man dem armen Teufel noch jetzt beständig dasjenige zur Last legen will, was er schon vor beynahe sechs tausend Jahren begangen hat.

Kürzlich hörte ich mit meinen eignen Ohren eine Standrede auf einen vornehmen Officier, von welchem in seinen jüngern und mittlern Jahren mehr als eine Eve, nach dem eignen Geständniß, das er oft bey einem Glase Wein in gesunden Tagen abgelegt hatte, verführt worden war, und gleichwohl war der ehrwürdige Leichenredner, dem der Lebenslauf des Verstorbenen nicht unbekannt seyn konnte, und dessen Wahrheitsliebe sonst immer als ein Muster zur Nachahmung vorgestellt wurde, ganz unerschöpflich in seinen Lobeserhebungen. Er prieß nicht nur des Seligen Tapferkeit, Klugheit, Treue gegen seinen Fürsten, und Liebe zum Vaterlande, sondern er lobte auch,

so sehr ein Redner nur loben kann, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine Keuschheit, deren Gesetze er auch in den letzten Jahren seines Lebens freylich nicht verletzt haben mochte, und seine übrigen strengen Tugenden. Als einer der Zuhörer Sr. Hochehrw. am folgenden Tage einige Erinnerungen gegen diese Lobsprüche, sonderlich gegen diejenigen, welche den Punkt der Keuschheit und Mäßigkeit betrafen, in meiner Gegenwart machte, und seine Verwunderung darüber äußerte, daß ein Mann, der eben deswegen, weil er nicht keusch und nicht mäßig im Trinken gewesen, so zeitig alt geworden und gestorben sey, von einem wahrheitsliebenden öffentlichen Lehrer solche Lobsprüche wegen seiner Keuschheit und Mäßigkeit bekommen hätte; so erhielt er von dem Leichenredner mit einer feyerlichen Miene und ernsthaften Stimme die Antwort: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; vergebet, so wird euch vergeben! Wir fehlen alle mannigfaltig, und der Selige hatte freylich auch seine Fehler, wovon er aber viele, z. E. seine übermäßige Liebe zum Frauenzimmer, in den letzten Jahren ziemlich ab-

gelegt

gelegt hatte. Es erfordert überhaupt unsre Schuldigkeit, die Fehler des Nächsten mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken, und bey Beurtheilung unsrer Nebenmenschen nicht darauf zu sehen, was sie etwa in ihrer Jugend mögen gewesen seyn, sondern was sie jetzt wirklich sind."

Was dem einen Recht ist, nach dem bekannten Sprüchwort, das ist dem andern billig. Wenn man einen Officier, der viele Töchtern Evens verführt hat, wegen der in den letzten Jahren seines Lebens unterlassenen Verführungen, mit solchen Lobsprüchen beehren kann, so muß es mir auch erlaubt seyn, denjenigen, der nur eine Eva, und zwar vor so langer Zeit verführt hat, zu vertheidigen, da ich oben ebenfalls bewiesen habe, daß der Held meiner Lobrede an allen Verführungen, die man ihm in den neuern Zeiten zur Last legt, ganz unschuldig ist.

Ueberhaupt aber muß ich mich wundern, daß man wegen einigen Ausschweifungen des armen Teufels so viel Wesens macht. Ist er nicht ein Genie? Und zwar ein großes, seltnes Genie? Befiehlt es nicht aber die Mode,

einem

einem Genie alle möglichen Ausschweifungen zu Gute zu halten, und selbst die dümmsten Streiche für Merkmale eines großen Genies auszugeben?

Ich habe meinen Helden jetzt blos gegen einige der ungerechtesten Beschuldigungen vertheidiget, ohne mich in eine besondre Erzählung seiner Vollkommenheiten und des Nutzens, den er uns verschaft, einzulassen. Wie lange könnte ich aber meine Leser noch von ihm unterhalten, wenn ich nur das wichtigste davon anführen wollte! Man erwäge z. B. nur den hohen Grad von Geduld und Höflichkeit, welche er gegen diejenigen beweiset, die sich auf das unartigste gegen ihn aufführen. Ich habe einen Mann gekannt, welcher täglich wenigstens zwey hundertmal verlangte, daß ihn der Teufel hohlen sollte. Hätte es der Teufel gleich das erstemal gethan, da er den Wunsch dieses Mannes hörte, und ihn zum Bratenwender in seiner Hölle gemacht, so hätte niemand mit Recht hier über eine Ungerechtigkeit oder Unbilligkeit schreyen können. Denn volenti non fit injuria, sagen die Herren Rechtsgelehrten, und sie haben in diesem

Punkte wieder Recht. Allein er ließ sich über achtzig Jahre lang täglich zwey hundertmal, und folglich zusammen über sechzehntausendmal citiren, ohne sich jemals seines, durch jede dieser Einladungen erlangten Rechts zu bedienen. Der alte Flucher starb endlich in einem sehr hohen Alter, nach der Versicherung des Leichenredners sanft und selig, ohne von dem Teufel im geringsten beunruhiget zu werden. Aehnliche Fälle werden gewiß allen meinen Lesern in Menge einfallen, und man wird kein Beyspiel anführen können, wenn man sich nicht auf D. Fausts Geschichte berufen will, daß der Teufel Unhöflichkeit mit Unhöflichkeit vergolten hätte.

Ohne Zweifel werden meine Leser nun auch etwas von dem Nutzen wissen wollen, welchen der Teufel, nach meiner Meinung, den Menschen verschaft, denen er sonst, nach den gewöhnlichen Vorurtheilen, nur zu schaden suchen soll. Der Teufel nützt schon dadurch sehr viel, daß er existirt, und daß seine Existenz geglaubt wird. Die Zahl der Lasterhaften würde noch weit grösser, und die Zahl der Tugendhaften noch weit geringer werden,

als sie jetzt schon ist, wenn es keinen Teufel gäbe, oder wenn jedermann an seinem Daseyn zweifelte. Nerine lebte, ungeachtet der grossen Menge ihrer Anbeter, keusch und züchtig, so lange sie von dem Daseyn des Teufels überzeugt war; denn sie glaubte, er würde sie gewiß hohlen, wenn sie ihren Anbetern zu viel bewilligte, und ihrem Gemahl untreu wäre. Nachdem sie sichs aber von einem ihrer Verehrer hatte einschwatzen lassen, daß der Teufel mit seiner ganzen Hölle unter die Hirngespinste gehörte, und daß die Mode, dergleichen Dinge zu glauben, längst abgekommen wäre, so fieng sie an weit gefälliger gegen ihre Anbeter, und weniger gefällig gegen ihren Gemahl zu seyn, dem sie endlich ein Paar Hörner nach dem andern aufsetzte.

Der Kaufmann Chrysophilus, der es zwar überhaupt in der Kunst zu nehmen, weiter gebracht hatte, als in der Kunst zu geben, war doch allezeit ehrlich, beschnitt keine Dukaten, nahm zwar gern ein Paar Procent Interesse mehr, als ein Andrer, machte aber doch keine falschen Wechsel und enthielt sich überhaupt aller Betrügereyen, so lange er das

Daseyn

Daseyn desjenigen, den meine Leserinnen nicht gern so oft nennen hören, unbezweifelt ließ, weil er sich nichts gutes von ihm vermuthete, wenn er zu Betrügereyen seine Zuflucht nehmen wollte. Nachdem ihn aber einmal der Informator seiner Kinder, ein ehrwürdiger Candidat des heil. Predigtamts, wegen seiner Meinung vom Teufel verspottet, und aus seinen, von der Universität mitgebrachten Heften ihm eine ungeheure Menge von Einwürfen wider seine Teufels-Meinung vorgelesen hatte, wurde Chrysophilus nicht nur weit geiziger, sondern bald darauf ein förmlicher Betrüger. Er ließ keinen Dukaten mehr unbeschnitten, machte falsche Wechsel und bediente sich aller möglicher gesezwidriger Mittel, um seine Geldkasten noch mehr anzufüllen.

Der bloße Name des Teufels, wenn er nur mit dem gehörigen Nachdruck ausgesprochen wird, verschaft schon manchen Personen allerhand, nicht unwichtige Vortheile. Was für ein Ansehen gibt sich nicht dadurch der vorgestern zum Officier ernannte Herr von Quasimodogenitus, wenn er ein

Hundert alter bärtiger Krieger commandirt! Wie lange würde man in den Predigten mancher ehrwürdigen Herren schlafen, wenn sie nicht immer durch eine fleißige und lebhafte Anrufung des Teufels ihre Zuhörer wieder aufweckten!

Doch ich sehe, daß ich bey meiner Lobrede schon das mir vorgesezte Ziel überschritten habe, und daß einige meiner Leserinnen immer noch zittern, wenn ich den Namen meines Helden ausspreche, den sie, wie es scheint, nur von geweihten Lippen wollen aussprechen hören. Ich übergehe also alles übrige, was ich noch zum Lob des Teufels sagen könnte, und wünsche nur noch zum Beschluß, daß meinen schönen Leserinnen das durch diese Lobrede ihnen gemachte Schrecken nicht schaden möge.

Lobrede auf die bösen Männer.

Man mag es anfangen, wie man will, um sich als Schriftsteller den Damen gefällig zu machen, so wird man doch selten im Stande seyn, diese Absicht vollkommen zu erreichen. Als ich mich das erstemal mit Lobreden beschäftigte, lobte ich die bösen Weiber aus allen Kräften, und übergieng das Lob der bösen Männer ganz mit Stillschweigen, in der zuversichtlichsten Hofnung, daß wenigstens meine Unpartheylichkeit bey dem schönen Geschlecht Beyfall finden würde, wenn auch meine Lobrede selbst für zu mangelhaft und zu ungeschmückt gehalten werden sollte. Allein meine Hofnung ist ganz fehlgeschlagen. Eine Dame, deren Meynung mir nicht gleichgültig ist, fragte sogleich bey Erblickung dieser Lobrede, warum ich nicht auch die bösen Männ-

ner gelobt hätte? und diese Frage wurde hernach auch von vielen andern Damen wiederholt. Ich will daher, um das Verlangen dieser Damen zu befriedigen, nunmehr auch den bösen Männern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die bösen Weiber von mir erhalten haben. Mit den Männern konnte ich ohnedieß nicht den Anfang machen, wenn ich nicht wider die Rangordnung auf das erschrecklichste verstossen wollte.

Da ich aber diese Lobrede, meine schönen Damen, bloß auf Ihren Befehl abfaße, so werden sie sichs auch gefallen lassen, wenn ich bisweilen, um die bösen Männer zu loben oder zu vertheidigen, etwas behaupte, welches von den unter Personen Ihres Geschlechts gangbaren Meynungen zum Theil ganz abweicht. Hierunter gehört z. B. gleich der Satz, mit welchem ich den Anfang machen will, daß die bösen Männer nothwendig sind, und daß es sogar viele böse Männer geben muß, wenn das Wohl der Staaten und der einzelnen Familien, ja die Ehre des schönen Geschlechts selbst bestehen soll. Un-

Unterbrechen Sie mich ja nicht, meine schönen Damen, sondern haben Sie nur die Gütigkeit, erst den Beweis von meiner Behauptung geduldig anzuhören.

Ich sage erstlich: die Bösen Männer sind schlechterdings nothwendig. Warum? Weil es böse Weiber giebt, wie noch niemals eine Dame geleugnet hat. Sollte es nun blos böse Weiber, aber keine bösen Männer geben, so würde ja das Gleichgewicht verloren gehen; und wem ist es wohl unbekannt, was für Unheil die Stöhrung des Gleichgewichts in der Welt anrichten kann? Wenn das Gleichgewicht unter den mächtigen europäischen Höfen, wie meine schönen Damen von den politischen Kannegießern ausführlicher hören können, verlohren geht, so werden wir mit verwüstenden Kriegen, und mit allen den Uebeln bedroht, welche die gewöhnlichen Folgen des Krieges sind. Wenn das Gleichgewicht in den verschiednen Luftgegenden gestöhrt wird, so erheben sich entsetzliche Sturmwinde, und Wasserhosen, die oft

ganze Städte und Dörfer verwüsten. Der Verlust des Gleichgewichts, der in den Wolken und in der ganzen Luft und Erde verbreiteten elektrischen Materie verursacht Donner und Blitz, wie die Naturforscher meinen schönen Leserinnen schon beweisen werden, und diese fürchterlichen Lufterscheinungen hören nicht eher auf, als bis das verlohrne Gleichgewicht wieder hergestellt worden ist. Eben dieses läßt sich auch von den Erdbeben und von andern schädlichen Begebenheiten in der Natur, ingleichem von den meisten Krankheiten des menschlichen Körpers behaupten, die gemeiniglich ihren Grund in einem gestöhrten Gleichgewichte haben. Sehen sie also, meine nach Stand und Würden hochzuverehrende Damen, wie viel auf das Gleichgewicht in der Natur ankömmt? Ist nun dieses Gleichgewicht überall eine so unentbehrliche Sache, so werde ich wohl nicht erst nöthig haben, zu beweisen, daß auch zwischen den bösen Weibern und bösen Männern das gehörige Gleichgewicht statt finden müße.

Ueber-

Ueberdieses würde es ja auch der Ehre des schönen Geschlechts sehr nachtheilig seyn, wenn es blos böse Weiber, aber keine böse Männer geben sollte. Wie viel Stoff würden nicht jene finstre Philosophen, die ohne Unterlaß nur die schwache Seite der liebenswürdigsten Hälfte der Menschheit betrachten, zu ihren weiberfeindlichen Anmerkungen bekommen, und wie lustig würden sich nicht die spöttischen Wochenschriftsteller und andere Bücherfabrikanten machen, wenn man nur das Daseyn der bösen Weiber, aber nicht das Daseyn der bösen Männer behaupten könnte. Sollte ja eine von diesen beyden Claßen in der Natur fehlen; so wäre es doch wohl besser und natürlicher, daß die bösen Weiber wegfielen, als daß die Claße der bösen Männer vermißt würde. Das bösartige Wesen schickt sich doch weit eher für das ernsthaftere und rauhere Geschlecht, welches die Natur zu Kriegern, zu Seefahrern und zu andern Lebensarten bestimmt hat, wobey eine zu große Güte oft ein großer Fehler ist, als für das sanfte Geschlecht, welches nach

der Bestimmung der Natur, das ernsthafte Wesen der Männer vermindern, und durch seine Annehmlichkeit die Mühseligkeiten des Lebens, die sie zu ertragen haben, versüssen soll.

Nunmehr darf ich doch wohl hoffen, daß meine Leser an der Nothwendigkeit der bösen Männer nicht mehr zweifeln werden, wenn sie auch vorher noch einige Zweifel gegen diese unumstößlich bewiesene Meynung gehabt haben sollten? So gewiß es aber ist, daß es böse Männer geben muß, so gewiß ist auch der zweyte Theil des oben von mir behaupteten Satzes, daß es viel böse Männer geben müsse. Ja, ja! meine schönen Damen, es muß viel böse Männer geben; weil es viel böse Weiber giebt. Wie wäre es denn sonst möglich, daß ein Gleichgewicht erhalten werden könnte?

Doch was höre ich von Ihnen? Sie wollen leugnen, daß es viel böse Weiber giebt? Sie tragen also kein Bedenken, sich selbst zu widersprechen, um nur meine, auf Ihr eigenes Zeugniß gegründete Behauptung bestreiten zu können? Das hätte

ich

ich wahrhaftig von Ihnen nicht erwartet! Erinnern Sie sich den nicht, daß die meisten von Ihnen, wenn ich unsre gemeinschaftlichen Freundinnen unter den verheyratheten Damen lobte, meinen Lobsprüchen beständig widersprachen, und den größten Theil derselben ihrer Nachbarinnen und Bekannten so schilderten, daß man sie, wenn man die Richtigkeit Ihrer Schilderung voraussetzt, wider welche sich auch wegen Ihrer bekannten Wahrheitsliebe nichts erinnern läßt, unmöglich in eine andere Classe von Damen, als in diejenige setzen könnte, von deren ansehnlichem Umfange jetzt die Rede ist. Eben solche Schilderung habe ich auch in andern Städten von einsichtsvollen Damen gehört, welche immer ihre Nachbarinnen und die meisten übrigen verheyratheten Frauenzimmer, mit denen sie bekannt waren, so beschrieben, daß ich nothwendig in meiner Meynung von der großen Anzahl der bösen Weiber bestärkt werden mußte. Ich hoffe also, von Ihnen, meine schönen Damen, Verzeihung zu erhalten, wenn ich Ihre jetzige Einwendung

wider meinen Satz, die ich blos für eine kleine List, oder für eine Prüfung meines Gedächtnißes halte, für unfähig zur Widerlegung meiner Meynung erkläre, und immer noch dabey bleibe, daß die Menge der bösen Männer nothwendig ist, und daß ihre Anzahl eher noch größer, als kleiner seyn sollte, um das gehörige Gleichgewicht zu erhalten.

Aus diesem Beweise, womit ich jetzt die Nothwendigkeit einer hinlänglichen Menge böser Männer dargethan habe, erhellt auch schon zugleich ein wichtiger Nutzen, den sie einem Lande durch die Beförderung des gehörigen Gleichgewichts in den Familien verschaffen. Sie nützen aber auch noch auf viele andere Art, wie ich durch einige Beyspiele zeigen will. So sind sie z. B. das beste Mittel wider die täglich zunehmenden Hahnreyschaften, die sich gewiß bis ins Unendliche vervielfältigen würden, wenn es gar keine, oder wenigstens nicht genug böse Männer gäbe. Ich vermuthe wohl, daß diejenigen meiner schönen Leserinnen, die sich bereits in philosophischen

Schrif-

Schriften umgesehen haben, mir vielleicht die Einwendung machen werden, „daß die Hahnreye ja zur besten Welt gehörten, und folglich nicht fehlen könnten, wenn nicht die Welt aufhören sollte, das zu seyn, was sie wirklich ist und seyn muß, nämlich die beste.“

Ich getraue mich nicht, wider diesen aus einer berühmten philosophischen Schule geholten Einwurf zu disputiren. Ich will lieber einräumen, daß die Hahnreye zur besten Welt gehören, weil ich dieses ohne den geringsten Nachtheil für meine Behauptung thun kann. Allein die Blattern, die Pest, der Krieg, der Schierling und alle vorhandne schädliche Dinge machen eben sowohl, wie die Hahnreye, nothwendige Theile der besten Welt aus; könnte man aber deswegen wohl behaupten, daß man unrecht handelte, wenn man die allzugroße Ausbreitung der Blattern, der Pest, des Krieges und andrer solcher schädlicher Dinge zu verhindern suchte? Die überhandnehmende Hahnreyschaft stiftet an vielen Oertern noch weit mehr Unheil, als

die Pest und der Krieg; man muß daher schlechterdings, ob sie gleich die Ehre hat, ein Mitglied der besten Welt zu seyn, ihrer allzu starken Ausbreitung die gehörigen Schranken setzen, wozu sich, nach den mir bekannten Erfahrungen, in der Welt nichts besser schickt, als ein recht böser Mann.

Ich habe ehemals eine junge schöne Dame gekannt, die in ihrem siebenzehnten Jahre einen wohlgebildeten, gesunden Cavalier von fünf und zwanzig Jahren, und von dem sanftesten Charakter heyrathete. Er ließ ihr in allen Stücken den Willen, sah sie niemals mit schelen Augen an, und hielt anfänglich alles für boshafte Verläumdungen, was ihm von der Aufführung seiner Gemahlin gesagt wurde. Drey Monate aber nach dem Antritt seines Ehestandes war er schon in der ganzen Stadt als ein Hahnrey der ersten Größe bekannt, und bald darauf hatte er sogar das Mißvergnügen, seine Gemahlin in der Beschäftigung, ihm wieder ein neues Paar Hörner aufzusetzen, unvermuthet und wider seinen Willen zu überraschen. Allein

er war viel zu gutmüthig, um gegen seine schöne Ungetreue sich eines andern Mittels, als sanfter Ermahnungen zu bedienen. Und weil er sah, daß diese beständig fruchtlos waren, so ärgerte er sich lieber im zweyten Jahre seines Ehestandes zu Tode, als daß er sich bewegen ließ, die Rolle eines bösen Mannes zu spielen.

Nach abgelegter Trauer ließ sich diese Dame einen von ihren Anbetern wieder antrauen, welchen sie deswegen den übrigen vorgezogen hatte, weil er eben den sanften Charakter besaß, der ihren ersten Gemahl zu einem so guten Manne gemacht hatte. Er kannte ihre verliebte Natur und ihren außerordentlichen Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Er gab sich also alle mögliche Mühe, ihre Neigung zu jeder Tageszeit zu befriedigen, weil er durch keine Amtsgeschäfte, wie der erste, abgehalten wurde, seiner Gemahlin die Zeit zu vertreiben. Allein alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Noch ehe ein Jahr vergieng, mußte er sich in der ganzen Stadt als ein Mitglied des Hahnrey-Ordens anfüh-

anführen lassen, und das schlimmste bey der Sache war, daß er nicht die geringste Ursache hatte, an dieser Mitgliedschaft zu zweifeln. Er trug sein Schicksal mit Geduld, weil er unter die guten Männer gehörte, und starb noch vor dem acht und zwanzigsten Jahre an der Schwindsucht und einem Gallenfieber.

Eben dieses Schicksal hatte auch der dritte Gemahl dieser verliebten Dame, der in Ansehung seiner sanften und nachgebenden Gemüthsart den ersten beyden ziemlich gleich kam. Die gute Dame schweifte immer ärger aus, und würde niemals von ihren Verirrungen zurück gekommen seyn, wenn nicht ihr vierter Gemahl den drey erstern ganz unähnlich gewesen wäre, und zu einer ganz andern Classe von Ehemännern gehört hätte. Er war ein junger, feuriger Dragoner-Hauptmann, dem wenig Mannspersonen damals an äußerlichem Ansehen gleich kamen. Es wurde ihm also nicht schwer, ein erwünschtes Ja auf seinen Antrag zu erhalten; und ob ihn gleich seine Freunde von dieser Verbindung

abzu-

abzuziehen suchten, die er blos wegen des großen, zur Bezahlung seiner Schulden nöthigen Vermögens der verliebten Wittwe zu wünschen schien, so beharrte er doch in seinem einmal gefaßten Entschlusse und versichert seine Freunde, daß er schon Mittel wüßte, den Unbequemlichkeiten vorzubeugen, die seine Vorläufer durch ihre eigne Schuld so häufig erfahren hätten. Nachdem die Vermählung glücklich vollzogen worden war, und seine Gemahlin den Tag darauf ihm die vollkommenste Zufriedenheit bezeugt hatte, gab er ihr auf eine Art, die ihr ziemlich auffiel, deutlich zu verstehen, daß er nichts so sehnlich wünsche, als ihr ebenfalls beständig seine Zufriedenheit bezeugen zu können, in welchem Falle sie auch beständig einen recht guten Mann an ihm haben sollte, welches er aber nicht einen Augenblick länger bleiben würde, wenn sie es mit ihm eben so, wie mit ihren drey ersten Männern machte.

Um seiner Gemahlin die gehörige Zeit zum Nachdenken über diesen Text zu lassen, verließ er sie mit den letzten Worten, und

gieng

gieng zum Riemer, wo er sich ein besondres Werkzeug von Leder machen ließ, welches er nach seiner Dragoner-Philosophie für ein weit kräftigeres Mittel zur Vermeidung der Hahnreyschaft, oder wenigstens zur Verminderung ihrer Ausbreitung hielt, als alle moralischen Predigten zusammengenommen. Dieses Werkzeug wurde hernach in dem Schlafzimmer aufgehangen, wo es zwar die gnädige Frau schlechterdings nicht leiden wollte, aber dennoch leiden mußte, weil der Herr Hauptmann nicht so galant war, als er aussah. Unterdessen machte doch der Anblick desselben einen solchen Eindruck auf das Herz dieser Dame, die sonst auch nicht Ursache fand, ihre Wahl zu bereuen, daß sie es lange nicht wagte, auf neue Liebschaften zu sinnen, wozu auch an dem Orte, wo ihr Gemahl in Garnison lag, wenig Gelegenheit war, da die jungen Officiere ihren Hauptmann zu gut kannten, um ihm ins Gehege zu gehen. Endlich aber gewann doch der alte Adam bey der gnädigen Frau wieder die Oberhand, und weil von den

Herren

Herren Officieren keiner recht nach ihrem Sinne und nach ihrem Willen war, wählte sie sich einen jungen, wohlgebildeten und muskelreichen Corporal, der es für unhöflich hielt, den Antrag einer so vornehmen und schönen Dame zu verwerfen. Zum Unglück aber kam der Herr Hauptmann an dem Abende, der zur ersten verliebten Zusammenkunft bestimmt war, unvermuthet zu Hause, ob er gleich in der Absicht ausgegangen war, um bey einem guten Freunde das Abendessen einzunehmen. Der Corporal war eben im Begriff, der gnädigen Frau die thätigsten Beweise von seinem Gehorsam zu geben, als der Herr Hauptmann in das Schlafzimmer trat, und den unartigsten Gebrauch von seinem ledernen Werkzeug nicht nur auf dem Rücken des Corporals, sondern auch auf dem Rücken der gnädigen Frau machte, und diese Grausamkeit sogar am folgenden Morgen wiederholte, unter dem Vorwande, daß man von einem Arzneymittel, wenn es recht wirksam seyn sollte, mehr als eine Dosis nehmen müßte.

Man glaube ja nicht, daß ich diese barbarische Curart billige; ich erzähle nur, was geschehen ist, und was der Hauptmann durch die gespielte Rolle eines erzbösen Mannes ausgerichtet hat. Seiner Gemahlin vergieng die Lust, ihre Ausschweifungen zu wiederhohlen. Sie ward sogar eine gute Mutter und vernünftige Erzieherin ihrer Kinder; daher ihr auch ihr Gemahl, der von ihr nicht, wie die drey ersten Männer, zu Tode geärgert wurde, auf dem marmornen Monument, womit er nach ihrem Tode ihr Grab zierte, den Lobspruch beylegen ließ, „daß ihr Gatte eine treue Gemahlin, ihre Kinder eine zärtliche Mutter, und ihre Freunde eine aufrichtige Rathgeberin durch ihren Tod verlohren hätten;" welchen Lobspruch sie auch in den letzten fünfzehn Jahren ihres Lebens wirklich verdient hatte, aber gewiß niemals verdient haben würde, wenn nicht ihr letzter Gemahl ein böser Mann gewesen wäre. So viel können also böse Männer zu der Beförderung weiblicher Tugenden beytragen! Das Sprüchwort, das ich in

einigen Gegenden von Deutschland bisweilen gehört habe, ist also in der That gegründet: **Böse Männer, fromme Weiber.**

Uebrigens gereicht den bösen Männern auch noch dieses zum Lobe, daß sie es nicht übel nehmen, wenn man sie mit diesem Namen belegt, sondern vielmehr ungehalten werden, wenn man sie mit dem Titel guter Männer beehrt. Ein Franzmann foderte sogar einmal einen andern heraus, der ihn einen guten Mann genannt hatte, und der letzte war hernach genöthiget, blos dieses Titels wegen, den er seinem Landsmanne gegeben hatte, zeitlebens mit einer halben Nase und mit einem einzigen Auge herum zu gehen. Wie sehr unterscheiden sich also in diesem Stücke die bösen Männer von den bösen Weibern, die schlechterdings dasjenige nicht heißen wollen, was sie wirklich sind! Die ärgste Xantippe hält es für eine strafwürdige Beleidigung, wenn ihr jemand den verdienten Namen eines bösen Weibes giebt.

Lobrede
auf
die alten Jungfern.

Unter allen Spöttereyen, die mir jemals in meinem Leben zu Ohren gekommen sind, haben mir fast keine so viel Mißfallen verursacht, als die Spöttereyen über die alten Jungfern, denen selten jemand Gerechtigkeit wiederfahren läßt; daher ich es für meine Schuldigkeit halte, mich ihrer anzunehmen, und ihren unbilligen Tadlern einmal die Wahrheit zu sagen.

Es ist erschrecklich, wie allgemein die Spöttereyen über die alten Jungfern sind, und wie weit sie sich erstrecken! Nicht nur der leichtsinnige, zum Spotten geneigte Jüngling, und der junge sorgenlose Mann, sondern auch der ernsthafte Greis und der alte Hagestolz, der doch an dem Daseyn

der

der alten Jungfern meistentheils Schuld ist, erlauben sich die unbilligsten Urtheile über Frauenzimmer, die oft nicht den geringsten Tadel, sondern blos Mitleiden verdienen. Ja das schöne Geschlecht selbst nimmt Theil an diesen unbilligen Spöttereyen der Mannspersonen, und das naseweise Mädchen, das nach zwanzig Jahren wahrscheinlicher Weise ein Mitglied des Ordens der alten Schwesterschaft seyn wird, rümpft schon die Nase, wenn sie nur eine alte Jungfer nennen hört. Und gleichwohl was ist lächerlicher, als der Grund aller dieser Spöttereyen? Denn man lasse sich nur einmal die Ursachen sagen, warum man die alten Jungfern so verachtet, und prüfe sie ein wenig; so wird das Unbillige und Lächerliche dieser Verachtung sogleich in die Augen fallen.

Man spottet erstlich über die alten Jungfern und verachtet sie wegen ihrer grossen Menge; weil man überhaupt nur dasjenige gemeiniglich hochschätzt, was nicht häufig gefunden wird. Allein ich frage alle die Spötter und Spötterinnen, welche die-

sen Grund von ihrer Verachtung angeben, auf ihr Gewissen, ob sie auf eine nur im geringsten wahrscheinliche Art die Richtigkeit ihrer Voraussetzung, daß es heut zu Tage viel alte Jungfern giebt, beweisen können? Mir ist noch niemand bekannt worden, der einen Beweis von dieser Behauptung, die immer einer dem andern nachsagt, gegeben hätte. Das weiß ich wohl, daß einige das Gegentheil von dieser Meynung behauptet, und sogar das Daseyn der alten Jungfern geleugnet, auch ihre Behauptung mit wichtigen Gründen unterstützt haben, daß ich selbst ehemals ihnen völlig Beyfall gab, und die alten Jungfern in die Zahl der poetischen Erdichtungen setzte. Allein mein seeliger Lehrer in der Anatomie berichtigte gar bald meine Meynung von dem Nichtdaseyn der alten Jungfern, und zeigte mir und seinen übrigen Zuhörern einmal wirklich eine ächte alte Jungfer von vierzig Jahren; doch setzte er freylich hinzu, daß ihm dieser Fall in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen wäre, und daß derselbe wohl geschickt

sey, die Meynung derer zu wiederlegen, die das Daseyn der alten Jungfern in unsern Zeiten überhaupt leugneten, daß man aber dessen ungeachtet denjenigen Beyfall geben müßte, welche die alten Jungfern unter die größten Seltenheiten unsers Jahrhunderts rechneten. Dieses letztere bewieß er hernach noch weitläuftiger und mit solchen triftigen Gründen, daß ihm alle seine Zuhörer Beyfall geben mußten, die an den von ihm angeführten Erfahrungen nicht zu zweifeln Ursache fanden, da sie wußten, daß er sehr viel mit Jungferschaften zu thun gehabt, und in seinem Leben eine große Menge, und zwar selten todter weiblicher Körper anatomirt hatte. Muß also diese, durch berühmte Anatomiker hinlänglich erwiesene Seltenheit der alten Jungfern nicht vielmehr einen Bewegungsgrund zu ihrer Hochschätzung, als zu ihrer Verachtung abgeben? Es ist auch nicht zu vermuthen, daß die Anzahl der alten Jungfern künftig zunehmen werde, wie der geschickte Uebersetzer des Versuchs über die alten Jungfern in seiner Vorrede behauptet.

 Denn

Denn die Beweise, welche er für den jetzigen Zuwachs dieser Schwesterschaft anführt, lassen mich vielmehr befürchten, daß der Orden der alten Jungfern mit dem gegenwärtigen Jahrhunderte ganz aussterben werde.

Fast eben so ungegründet sind die Spöttereyen über die alten Jungfern, die von ihren Fehlern hergenommen werden, welche man meistentheils übertreibt, und nicht selten gar erdichtet. Man beschuldiget sie des Stolzes, der Neugierde, der Verläumdung, der Bigotterie, der Leichtgläubigkeit, der Ziereren, der Mißgunst und noch vieler andern Fehler, die ich zur Vermeidung der Weitläuftigkeit übergehen muß.

Was erstlich die Beschuldigung des Stolzes betrift, so muß ich dieselbe nach meinen Erfahrungen ganz und gar für verläumderisch erklären; weil ich vielmehr das Gegentheil gefunden habe, und mir daher zu behaupten getraue, daß der Stolz bey einem unverheuratheten Frauenzimmer in eben dem Verhältniße abnimmt, in

welchem die Jahre ihres Jungfernstandes zunehmen. Mein erster Informator, ein wohlgebildeter junger Mann von der besten Aufführung, hatte sich in ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren verliebt, die ein ziemlich glattes Gesichtchen und Hofnung zu ein Paar tausend Thälerchen hatte. Als er Pfarrer auf dem Lande geworden war und nun eine Frau ernähren konnte, ließ er durch einen seiner Freunde um ihre Hand anhalten. „Ich dachte, was mich biße; (war die Antwort der siebenzehnjährigen Schöne) ein Dorfpfarrer wäre ein Mann für mich! Der Herr Magister kann sich nur die Gedanken vergehen lassen, und sich eine Frau vom Dorfe hohlen.“

Nun vergiengen drey und zwanzig Jahre, ohne daß sich eine erwünschte Gelegenheit für dieses Frauenzimmerchen finden wollte. Endlich kam der Cantor von demselben Dorfe, wo sich der Pastor einen Korb gehohlt hatte, trug ihr sein Herz und seine Hand an, ward überaus freundlich angehört, und erhielt ohne Bedenken das Jawort, ohngeachtet er Aesops Gestalt

hatte und ein Vater von fünf Kindern war.

Ein junges Fräulein, welches in der Blüthe ihrer Jugend Hofräthe, Officiere und Rittergutsbesitzer mit der stolzesten Miene abgewiesen hatte, weil sie nicht von Adel waren, hörte in ihrem fünf und vierzigsten Jahre ihres ledigen Standes den Antrag eines unadelichen Accis-Einnehmers in einem kleinen Städtchen ohne den geringsten Unwillen an, und dankte noch Gott, daß er ihr diese Gelegenheit zu einer Versorgung bey ihrem herannahenden Alter verschaft hatte.

Wenn ich nicht ein Feind der Weitläuftigkeit wäre, so könnte ich noch tausend ähnliche Beyspiele anführen, um meine vorige Behauptung zu beweisen, daß die alten Jungfern weit weniger stolz sind, als die jungen Frauenzimmerchen.

Bey der Beschuldigung, welcher die Neugierde betrifft, werde ich mich gar nicht aufhalten. Ich kann die ganze Beschuldigung einräumen, ohne denjenigen einen Nachtheil zuzuziehen, deren Verthei-

digung ich übernommen habe. Sie mögen neugierig seyn, und sind es vielleicht auch meistentheils. Allein wo steht es denn geschrieben, daß die Neugierde ein Laster sey, und daß man also einen Neugierigen mit Recht tadeln könne? Wenn die Naturforscher und Astronomen nicht neugierig gewesen wären, so würden wir von den Himmelskörpern, von den Lufterscheinungen und von andern natürlichen Dingen eben so einfältig urtheilen, als die Hottentoten. Blos der Neugierde des Columbus und einiger andrer Seefahrer haben wir es zu verdanken, daß wir die Schätze und Früchte der neuen Welt genießen können.

Will man eine zuweitgetriebene Neugierde für einen Fehler halten; meinetwegen! Aber nun bitte ich mir einen Beweis aus, daß eine solche Neugierde blos den alten Jungfern, und nicht dem ganzen Geschlechte, worunter sie gehören, eigen sey. Eben dieses läßt sich auch von der Verläumdung sagen, die man den armen Mitgliedern der alten Schwesterschaft zur Last legt;

daher

daher ich sie mit dieser Beschuldigung ganz zu verschonen bitte.

Wenn man ihnen Bigotterie Schuld giebt, so kann vielleicht diese Beschuldigung in manchen Fällen gegründet seyn; denn wo es möglich ist, und ohne Nachtheil der Wahrheit geschehen kann, will ich meinen Gegnern gern Recht geben. Allein soviel ist doch gewiß, daß man diese Beschuldigung oft sehr übertreibt, und dasjenige Bigotterie nennt, was man eigentlich Frömmigkeit nennen sollte. Doch darüber muß man sich nicht wundern, da in unsern atheistischen und freygeisterischen Zeiten diejenigen immer verspottet und für bigot ausgeschrieen werden, denen unsre Vorfahren das Lob frommer und christlicher Personen beylegten. Verdient wohl ein lediges Frauenzimmer, welches bereits die Hälfte ihrer Tage überschritten hat, mit Recht getadelt zu werden, wenn sie alle Wochenpredigten und Betstunden besucht, um sich von dem Himmel einen frommen und rechtschaffenen Ehegatten zu erbitten?

Die Leichtgläubigkeit, welche man den alten Jungfern zur Last legt, gehört ebenfalls unter die Schwachheit, von denen sie vielleicht nicht ganz frey sind, die man aber doch sehr übertreibt. Es ist wahr, ich habe auch alte Jungfern gekannt, deren Fähigkeit zu glauben sich vor der Glaubensfähigkeit andrer Menschen sehr auszeichnete; allein unter meinen Bekanntschaften dieser Art fanden sich doch immer noch mehrere, die weit weniger in vielen Stücken glaubten, als sie glauben sollten. So wohnte ich z. B. einmal mit einer alten Jungfer in einem Hause, die es schlechterdings nicht glauben wollte, daß sie schon ein halbes Jahrhundert zurückgelegt hätte, ohngeachtet das Kirchenbuch und alle ihre Verwandte die Wahrheit dieses Satzes bestättigten. Eine andere, mit welcher ich bekannt war, bezeugte nicht nur eben diesen Unglauben in Ansehung ihres Alters, sondern wollte es auch schlechterdings nicht einräumen, daß ihre Haare grau, ihre Augen dunkel und ihre Zähne ausgefallen wären; daher sie oft mit dem Kopfe wider

den Ofen rannte, weil sie wegen dieses Unglaubens sich nicht wollte führen lassen.

Der Ziererey werden die alten Jungfern meistentheils von denen beschuldiget, die sich noch mehr zieren, als sie, und die nicht einmal im Stande sind, die Bedeutung des Worts Ziererey zu erklären; daher ich diesen Punkt so lange aussetzen will, bis sie mir sagen, was sie eigentlich unter dieser Beschuldigung verstehen.

„Aber höre ich einige ausrufen, neidisch und mißgünstig sind doch die alten Jungfern meistentheils; und wer dieses leugnet, der muß gar keine alte Jungfer gekannt haben.“

Nur sachte, sachte! meine Herren und Damen; ich habe es ja noch nicht geleugnet, und will es auch nicht ganz leugnen; weil ich von den Pflichten eines Lobredners ganz andre Begriffe habe, als die meisten meiner Collegen, und die Wahrheit für ein noch wesentlicher Ingredienz einer Lobrede, als die Schönheit des Vortrags halte. Die alten Jungfern sind freylich ein wenig zum Neide und zur Miß-

gunst

gunst geneigt; aber es ist doch eine erschreckliche Uebertreibung, was der Verfasser des Versuchs über die alten Jungfern hiervon sagt, der sich über diesen Punkt folgendergestalt ausdrückt.

„So wie der feinste Burgunder, wenn er verdirbt, den schärfsten Eßig giebt; so wird die verjährte Schönheit meistens die schärfste und beißendste alte Jungfer. Ihre Mißgunst steht bey abnehmendem Alter mit dem stolzen und eingebildeten Werthe im Verhältniße, den sie zu Eitel auf ihre jugendlichen Grazien setzte. Die Vernachlässigung, die diese erlitten, ist eine Kränkung, die unaufhörlich in ihrem Busen nagt, und weswegen sie sich an der Welt auf alle mögliche Art zu rächen sucht. Sie besitzt die ganze rachsüchtige Bösartigkeit der Juno, und möchte gern die ganze Welt in Uneinigkeit und Elend stürzen, weil sie glaubt, daß ihr die Huldigung entzogen worden, die man, wie sie sonst glaubte, ihrer gebietenden Schönheit schuldig war."

Ich ärgere mich über den Verfasser so sehr, daß ich nichts mehr abschreiben kann, zumal da das Folgende noch viel ärgere Uebertreibungen enthält. Man setze sich nur einmal an die Stelle solcher Frauenzimmer, welche alles über sich und um sich herum, den Vogel in der Luft, den Schmetterling im Garten, das Wild im Walde, das zahme Thier auf dem Felde und das Mädchen vor ihrem Fenster lieben sehen, ohne Theil an diesem Vergnügen nehmen zu können, wozu sie doch die Natur eben so wohl, als die übrigen Geschöpfe bestimmt hatte. Muß nicht dieser Anblick nebst dem Gedanken, daß sie nicht durch ihre eigne Schuld, sondern durch die Schuld andrer alle diese Vortheile ihrer Mitgeschöpfe zu entbehren genöthiget werden, nothwendig eine üble Laune erzeugen? Muß es nicht für die zwanzig Jahr ältere Schwester kränkend seyn, wenn ihr die jüngere, die noch gar keine Erfahrung und Fähigkeit zur Führung einer Wirthschaft besitzt, von einem unverständigen Freyer vorgezogen wird? Soll es wohl eine ehr-

würdige

würdige Tante, welcher man doch Respekt schuldig ist, mit gleichgültigen Augen ansehen, wenn ihr junges, nasenweises Nichtchen, dem sie noch vor einem halben Jahre ihre schwere Hand fühlen ließ, nunmehr als eine verheurathete Dame stolzirt, und in Gesellschaften die Oberstelle einnimmt? Ich frage alle diejenigen, welche den armen alten Jungfern aus einigen neidischen Blicken oder Gesprächen ein so großes Verbrechen machen, ob sie ganz frey von allen Empfindungen der Mißgunst seyn würden, wenn sie sich in ähnlichen Fällen befinden sollten?

Ich hoffe also meine Leser und Leserinnen, die sich überzeugen lassen wollen, hinlänglich überzeugt zu haben, daß die oben angeführten Fehler, und Schwachheiten, die man den guten Damen vorwirft, deren Vertheidigung ich übernommen habe, entweder ganz erdichtet oder unbedeutend und übertrieben sind. Nunmehr könnte ich aber in meiner Lobrede noch wei-

ter gehen, und von den Tugenden und guten Eigenschaften, wodurch sich die alten Jungfern vor andern auszeichnen, noch besonders handeln, wenn ich nicht Bedenken trüge, dasjenige zu wiederhohlen, was schon der oben angeführte Verfaßer des Versuchs über diese Frauenzimmer in drey Kapiteln gethan hat, worinnen er besonders die Kunstfähigkeit, die Geduld und die Mildthätigkeit der alten Jungfern nach Würden rühmt. Ich schließe also diese und überhaupt meine Lobreden, denen ich nur noch eine ähnliche Arbeit eines Freundes beyfügen will, die zwar schon vor einigen Jahren gedruckt erschienen ist, aber in einer periodischen Schrift, die meinen Lesern nicht bekannt worden ist. Der Grund, warum ich mich mit diesen fremden Federn schmücke, liegt in dem bekannten Sprichworte: **Ende gut, alles gut!** Dixi.

Lobschrift auf einen Anonymus.

Ich bin für die Lobschriften eben nicht eingenommen. Sie verleiten den, der sie schreibt, zur Schmeicheley, und den, der den Weyrauch empfängt, zum Stolze. Das meistemal sind sie nichts, als entweder eine fein eingekleidete Satire, oder ein Verzeichniß von Tugenden, die der Gelobte hätte besitzen können, und der rühmlichen Thaten, die er hätte verrichten sollen. Bey dem allen aber läßt sich doch ein Fall denken, wo der Panegyrist nicht in Gefahr ist, die Grenzen der Wahrheit zu überschreiten, oder den, welchen er preißet, eitel und aufgeblasen zu machen. Und dieß ist der Fall, in welchem ich mich jetzt befinde, indem ich

die Feder ansetze, um eine **Lobschrift auf einen Anonymus zu verfertigen.**

Unser Anonymus stammet aus einem sehr alten und vornehmen Geschlechte her, dessen Ahnen schon in den Zeiten der Kreuzzüge zu dem alten stiftsmäßigen Adel gehörten. Ein Umstand, der ihm sehr zum Lobe gereichet! Es giebt zwar Leute, welche die vornehme Geburt auf dem Verzeichniße der persönlichen Verdienste unbarmherzig ausstreichen; allein sie beweisen dadurch nichts, als die Fehler ihrer bürgerlichen Geburt, oder erregen doch einen gerechten Verdacht gegen die Richtigkeit ihres Stammbaums. Wie viel Standespersonen würden alle Ansprüche auf das Lob der Verdienste fahren lassen müssen, wenn sie sich nicht wenigstens mit ihrer angestammten Tugend brüsten könnten, die ihnen eben so wohl angebohren ist als ihr Ohrläppchen und ihr Wappen. Diese Einrichtung ist auch in aller Absicht nöthig, da gar viele junge Standespersonen zu viel Zeit auf die

Bildung ihres Körpers verwenden müssen, als daß sie noch Zeit übrig hätten, um zum Besitz der Tugend zu gelangen.

Wenn es gewiß ist, daß ein schöner, niedlicher und wohlgebildeter Körper unter die größten Vorzüge der menschlichen Natur gehöret, so verdient unser Anonymus auch in dieser Absicht einen allgemeinen Beyfall. Alle Theile seines nach dem feinsten Ebenmase gebildeten Körpers waren vollkommen schön, und gereichten ihm zum Lobe. Ich weiß zwar wohl, daß einige finstre Sittenrichter und einige alte fromme Matronen hier die Stirne runzeln und meine Lobeserhebung sehr lächerlich finden werden; „denn, werden sie sagen, man „lobe die Leute wegen ihrer Tugenden, die „sie sich erworben haben, nicht aber we„gen der Schönheit des Körpers, die sich „niemand geben kann.“ Mögen sie mich doch tadeln und ihre Moral für sich behalten! Alle schöne Mädchen, alle hübsche Weiber, und alle artige Männer, oder

die sich doch wenigstens schön, hübsch und artig zu seyn dünken, werden mir im Herzen Beyfall geben, gesetzt, daß sie auch aus Bescheidenheit ihre wahre Meinung verschwiegen. Denn haben sich nicht fast alle Menschen gleichsam durch einen stillschweigenden Vertrag beredet, der Schönheit zu huldigen? Ergreifen nicht alle Dichter und Geschichtschreiber jede Gelegenheit begierig, an ihren Helden auch die Schönheit des Körpers zu loben? Von den Poeten ist es ja bekannt, daß sie die Schönheit für einen so wesentlichen Theil ihrer Chloen und Selinden halten, daß sie kein Mädchen besingen, ohne ihr purpurfarbene Lippen, rosenrothe Wangen, elfenbeinerne Zähne, welche samtne Hände, und Augen, weiche den Glanz der Sterne verdunkeln, freygebig mitzutheilen. Man sey noch so verständig, noch so tugendhaft, noch so großmüthig, man habe aber einen übelgebauten Körper, ein schiefes Bein, oder eine hohe Hüfte, so wird sich alle Welt beym ersten Anblick gegen uns erklären.

Man

Man bringe aber eine hübsche Figur zur Schau, so wird jedermann Verstand bey uns vermuthen. Aus diesem Grunde sind auch viele schöne Mädchen auf nichts weniger als auf die Erwerbung lobenswürdiger Eigenschaften bedacht. Damit mögen sich die häßlichen abgeben. Sie sind schön. Lob genug für sie. Tugend und Verstand haben einen weiten Weg zurückzulegen, ehe sie die Schönheit einholen. Hieraus folgt, daß ich die Schönheit meines Anonymus mit Recht gepriesen habe, gesetzt, daß er auch sonst nicht die geringste lobwürdige Eigenschaft besessen hätte.

Auch die scheinheiligen Sünder geben es zu, was schon Horaz und andere ehrliche Leute vor ihm angemerket haben, daß unter allen Sterblichen, die auf Erden wandeln, keiner ohne Fehler sey. Selbst die gottselige Beate, die einen großen Geruch der Heiligkeit um sich verbreitet, entschuldigt sich neulich, als sie ihr Kammermädchen, einer Kleinigkeit wegen, halb

todt geprügelt hatte, mit der bekannten Wahrheit: Wir sind alle schwache Menschen, jeder hat seine Fehler. Destomehr gereichet es meinem Anonymo zum Ruhme, daß er sich keines einzigen Fehlers schuldig gemacht hat. „Das ist viel gesagt, bey meiner Treue, wird vielleicht mancher ausrufen, weiß auch der Autor, was er schreibt?" Ja er weiß es, und was er sagt, hat seine vollkommene Richtigkeit.

Unser Anonymus war frey von den Fehlern des Verstandes, die man oft an den tiefsinnigsten und verständigsten Leuten bemerket. Er hat in seinem Leben keinen falschen Schluß gemacht. Er hat aus einem Satze nie etwas gefolgert, welches nicht daraus folget. Ein Lob, welches sich weder Leibnitz noch Aristoteles, noch irgend ein Weiser in us anmaßen kann! Nie hat er seine Träume für Demonstrationen ausgegeben. Nie hat er sich fremder Ideen bemächtiget, sie zierlich aufgeputzt, und alte verschimmelte Gedanken der griechischen

Weltweisen, der Welt als Geburten seines Gehirnes aufgedrungen. Nie hat die Phantasie seiner Urtheilskraft einen bösen Streich gespielet, und mit seinem Witze hat er sich nie versündiget.

Frey war unser Anonymus von den Lastern des Herzens. Wenigstens ist keines bey ihm zum Ausbruche gekommen, gesetzt, daß auch der Keim zu dieser oder jener Untugend in ihm verborgen gelegen hatte; denn ich schildere keinen Engel, sondern einen Menschen. Ohnerachtet er aus einem alten, berühmten und reichen Geschlechte abstammte, so hat er sich doch nie weder auf seinen Stand, noch auf sein Vermögen, noch auf seine Schönheit was eingebildet. Nie hat er seine Bedienten verfluchet, oder Leute, die es gut mit ihm meynten, angefahren, wie sonst junge Herren zu thun pflegen. Er hat seine Person nie im Spiegel bewundert, und mit keiner Fräulein geliebäugelt; auch hat er kein Kammermädchen um ihre Unschuld

noch einen Kaufmann um sein Geld betrogen. Eben so wenig hat er Schulden gemacht, oder seinen Körper durch Liebe und Wein anakreontisch getödtet.

So unglaublich es auch den meisten meiner Leser und Leserinnen vorkommen mag, so ist es doch nichts desto weniger gewiß, daß sich niemand erinnern kann, aus seinem Munde einen Fluch, oder eine Lügen, oder eine Zweydeutigkeit, oder einen Schwur, oder einen beleidigten Einfall, oder sonst so etwas, was man alle Tage höret, vernommen zu haben.

Er war nicht wollüstig, kein Zänker, kein Trinker, kein Verschwender, kein Geitzhals, kein Spötter, kein Verführer, kein Witzling, kein Leichtsinniger, kein Sauertopf, kein Lügner, kein Schmeichler, kein Pietist, kein Einsiedler, kein Borger, kein Weichling, und kein Verächter der Gelehrten und Bürger, ob er gleich vom guten Hause war. Er hat

weder

weder ein Rittergut verspielt, noch eins gewonnen, und keinen Augenblick seine Zeit übel angewendet. Ich fordere meine Leser kühnlich auf, den ganzen Fleschier durch zu lesen, und sie werden keinen von seinen Helden, und keine von seinen Heldinnen finden, von welchen dieser berühmte Lobredner eben dieses mit Grund der Wahrheit rühmen könnte, was ich zum Lobe meines Anonymus angemerket habe. Nun wird ein Kunstrichter sagen, das heißt doch recht mit vollen Backen loben!

Von allen Arten der Fehler wäre also dieser Anonymus frey, und schon hierinnen übertrift er alle Sterbliche, die auf Gottes Erdboden wandeln, gewandelt haben, und noch wandeln werden. Wie sieht es denn aber mit seinen Tugenden aus? Was für große Thaten hat er verrichtet? Was für unsterbliche Werke hat er geschrieben? Was für heilsame gemeinnützige Anstalten hat er bewerkstelliget?

Wodurch ist er die Freude, der Segen, die Wohlthat seiner Mitmenschen geworden? Dieß lieber Leser, kann ich dir nicht sagen, denn die Lobschrift auf unsern Anonymus ist nichts mehr und nichts weniger als:

Die Lobschrift auf ein todtgebohrnes Söhnlein.

L. S.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Innhalt

Innhalt.

Biographien merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche.

	Seite.
Biographie eines afrikanischen, wegen seiner Geschicklichkeit im Magnetisiren und Desorganisiren berühmten Affen.	1.
Biographie einer Hamburger Gans.	56.
Biographie eines weißen Sperlings.	90.
Biographie eines zu einem hohen Alter gelangten Tagthierchens.	114.

Lobre-

Innhalt.

Lobreden, wofür der Verfaßer nicht einen Heller erhalten hat.

Seite.

Lobrede auf den * * * 130.

Lobrede auf die bösen Männer. 147.

Lobrede auf die alten Jungfern. 164.

Lobrede auf einen Anonymus. 179.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ebert, Johann Jacob, 1737-1805

Biographien merkwürdiger Geschöpfe aus dem Thierreiche nebst einigen Lobreden wofür der Verfasser nicht einen Heller bekommen hat

Bd.: 2

Memmingen (1789)

P.o.germ. 288 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107552-2
VD18 90332830